Paul Lindau.

Aus dem Orient





Paul Lindau.

Aus dem Orient.

Aus dem Orient.

Flüchtige Aufzeichnungen.

Von

Paul Lindau.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1890.

Meinen lieben Freunden in Bukarest

Dr. med. Wilhelm Kremnitz

und

Frau Mite Kremnitz
geb. Bardeleben

in herzlicher Dankbarkeit und aufrichtiger Sympathie

gewidmet

Berlin,
im Hochsommer 1889.

P. L.

Inhalt.

Bei aller Mühe würde es mir doch nicht gelingen, für diese Blätter einen Titel zu finden, der bescheiden genug klänge, um den Absichten, die ich mit deren Veröffentlichung verfolge, zu entsprechen. Schon bei diesem ersten Satze stocke ich, denn füglich darf ich nicht einmal von meinen besonderen Absichten reden. Manche der bunten, wechsel- und reizvollen Bilder, die während meiner Fahrt im Osten im Frühjahr 1888 bisweilen mit sinnverwirrender Schnelligkeit im Fluge an mir vorübergesaust sind, habe ich zu bannen versucht, und ein besonderes Behagen hat es mir gewährt, den wunderbaren Eindruck, den das nur flüchtig Erspähte auf mich gemacht hat, in den Stunden gemächlicher Sammlung in der Erinnerung wieder auffrischen zu können. Jeder lehrhafte Zweck, jede anspruchsvolle Kritik aber hat mir durchaus ferngelegen.

Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen.
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren . .

Wollte ich daran denken, wie hervorragende Gelehrte und großartige Dichter von tiefem Verständniß

getragene und farbenprächtige Schilderungen derselben Stätten gegeben haben, die wie in traumhafter Verschleierung vor mir aufgetaucht sind, und von denen ich mich abwenden mußte, bevor es mir noch möglich war, in deren Wesenheit einzudringen, — wollte ich an Byron, Fallmerayer, Amicis und so manchen Andern denken, so würden die nachfolgenden Blätter sicherlich ungeschrieben geblieben sein. Der einzige Vorzug aber, den ich geltend machen möchte, und der mir gewiß nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden wird, ist eben der, daß ich an jene erlauchten Wanderer, die vor mir dieselben Wege gegangen sind, so wenig wie möglich gedacht habe. Das, was ich gesehen habe, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, nicht durch die Brille Anderer. Ich bin all den Neuheiten, die sich mir dargeboten haben, mit der vollsten Unbefangenheit gegenübergetreten. Ich bin von Eigenthümlichkeiten angezogen, von Schönheiten mächtig und tief ergriffen worden, die in keinem der mir bekannten Programme verzeichnet waren, und da, wo ich mich vorschriftsmäßig hätte begeistern sollen, hat sich mitunter eine starke Enttäuschung meiner bemächtigt, und ich bin kühl bis an's Herz hinan geblieben. Ich habe mich weder um die politischen Schwierigkeiten und nationalen Wirren auf der Balkan-

halbinsel, noch um den langsamen und, wie man behauptet, unaufhaltsamen Absterbeproceß des Asiatenthums in dem fernsten und vielleicht schönsten Winkel Europas bekümmert, habe weder archäologischen, noch cultur- oder kunstgeschichtlichen Studien obgelegen. Als harmloser Vergnügungsreisender bin ich in Saloniki an der Hafenstraße des Aegäischen Meeres entlang und in Konstantinopel über die Brücke des Goldenen Horns geschlendert, habe außer diesen beiden interessantesten und wichtigsten Städten der europäischen Türkei die drei sehenswerthesten Punkte Rumäniens: Bukarest, Sinaja und Curtea de Argesch, kennen gelernt; und das Eigene der Anschauung und der Empfindung, das Wahrheitsgetreue in der Wiedergabe des Erblickten und Gefühlten, das allein könnte vor wohlmeinenden Richtern diesen Aufzeichnungen eine gewisse Berechtigung geben. Sie sind fast ohne Ausnahme während der Reise selbst geschrieben worden, an Ort und Stelle und unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Erlebten, ohne irgendwelches „schätzbare Material“, ja ohne auch nur zu wissen, wie Andere dieselben Dinge und Persönlichkeiten angeschaut und geschildert hatten. Um diese Anderen habe ich mich erst nach meiner Rückkehr bekümmert, und zwar lediglich um gewisse Lücken zu füllen, die die eigene

flüchtige Wahrnehmung nothwendigerweise oft hatte lassen müssen. Die Arbeit daheim — also eine sorgfältigere stilistische Fassung, die Sichtung und Ordnung der losen Blätter, die später eingestreuten Bemerkungen, zu denen ich durch die neue oder erneute Bekanntschaft mit Werken aus dem Orient veranlaßt worden bin — hat, wie ich glaube, an dem eigentlichen Wesen meiner flüchtigen Aufzeichnungen während der Fahrt selbst wenig verändert. Auch da, wo mich ehrwürdige Autoritäten in meinen von den ihrigen völlig abweichenden Anschauungen stutzig machen wußten, habe ich an die Ursprünglichkeit meiner ersten Niederschrift nicht rühren mögen. Ich habe mir gesagt, daß das Selbstempfundene, auch wenn es irrig ist, in einem Falle wie diesem noch immer mehr Berechtigung hat, als das Nachschwatzen des von Anderen vielleicht viel besser und viel richtiger Empfundenen.

Und somit Gott befohlen! Wir wollen uns auf den Weg machen.

I.

Durch Ungarn nach Serbien.

Ueber Rutka nach Budapest. — Versittlichung der Stadt. — Aussichtswagen ohne Aussicht. — Ungarische Tiefebene. — Ankunft in Belgrad.

Hätte man mir Ostern gesagt, daß ich Pfingsten den thessalischen Olymp vor mir aufragen sehen sollte, so würde ich sehr erstaunt gewesen sein und ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Ich dachte in der That an nichts weniger als an eine Reise nach dem Orient. Freilich hatte ich mich immer nach dem Osten gesehnt, und seitdem ich aus dem fernen Westen Amerikas die mächtigsten und unvergänglichsten Eindrücke in mich aufgenommen hatte, hatte sich in mir das Verlangen, den Orient einmal zu sehen, immer mehr gesteigert. In östlicher Richtung war ich über Warschau und Pest bisher nicht hinausgekommen, und ich war längst entschlossen, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um wenigstens einmal bis an's Schwarze Meer vorzudringen.

Diese längst gesuchte Gelegenheit bot sich mir nun rein zufällig in den ersten Frühlingstagen dieses Jahres. Wir saßen zu dritt im Kaiserhof: der Director der Länderbank, Regierungsrath von Hahn aus Wien, der Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg, und ich. Wir hatten von allem Möglichen geplaudert, und schließlich kam das Gespräch auf eine neue Bahn, die demnächst eröffnet werden sollte, und von der ich hörte, daß sie eine neue wichtige Weltstraße erschließen würde: die Bahn von Vranja nach Ueskúb.

Ich schwieg mit jenem verständnißinnigen Lächeln, das immer so wohl kleidet, wenn von Dingen die Rede ist, die man nicht kennt. Ich habe mich nie für einen Schüler von Karl Ritter, Kiepert oder Klöden ausgegeben, und ich scheue nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß mir die Namen „Vranja" und „Ueskúb", wenn auch nicht gerade wie etwas vollkommen Unbekanntes klangen — ich glaubte wohl, sie irgendwo schon einmal gehört oder gelesen zu haben —, so doch recht wenig vertraut waren. Ich hatte keine Ahnung, wo ich auf der Karte nach diesen interessanten Städten zu suchen hätte. Ich dachte mir gleich, es müßte wohl da unten in der Türkei sein; aber auch Rußland oder Persien würden mich nicht überrascht haben. Plötzlich hatte ich eine lichte Eingebung.

„Vranja liegt am Schwarzen Meer?“ fragte ich schüchtern.

„Nein. Sie verwechseln es mit Varna. Vranja ist die letzte serbische Station an der türkischen Grenze.“

Nun wußte ich schon etwas mehr, aber auch noch immer nicht viel. Da ließ ich mich denn belehren, daß Saloniki, von dessen Herrlichkeit ich schon soviel gehört hatte, bis zur Stunde noch nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den Schienenwegen Europas stehe, daß die bisherige Eisenbahn nur bis an die südserbische Grenze, von Belgrad über Nisch eben bis zu jenem interessanten Vranja, reiche, daß aber bis zur Stunde keine Verbindung zwischen Vranja und der nächsten türkischen Station, Ueskūb, vorhanden gewesen sei, und daß man also, um nach Saloniki zu gelangen, von Vranja aus eine langwierige und beschwerliche Wagenreise von etwa vierundzwanzig Stunden habe machen müssen, um auf die türkische Bahn in Ueskūb zu stoßen. Jetzt sei die directe Verbindung zwischen den serbischen und türkischen Bahnen hergestellt; die feierliche Eröffnung dieser Verbindungsbahn werde demnächst stattfinden, und man werde nun von jeder Stadt des Festlandes aus über Budapest und Belgrad mit der Bahn ohne alle

Beschwerlichkeit direct bis zur Königin des Aegäischen Meeres, bis nach Saloniki, gelangen können.

Die Bemerkungen, welche meine Freunde über die ungeheure Wichtigkeit des nun vollendeten Unternehmens austauschten: über die eigentliche Gewinnung des großartigen Hafen- und Handelsplatzes von Saloniki für den Weltmarkt, über den mächtigen Aufschwung, den Saloniki selbst nehmen müsse dadurch, daß erst jetzt dieser rührigen, reichen und von der Natur begnadeten Stadt die Hinterländer Serbien, Rumänien, Ungarn und damit das gesammte europäische Festland eigentlich erschlossen seien, leuchteten mir vollkommen ein.

„Sie sollten die Eröffnungsfeier mitmachen," warf Herr von Hahn unbedacht hin, ohne wohl selbst zu glauben, daß ich das Wort sogleich aufgreifen würde. „Wenn Sie Land und Leute noch nicht kennen, würde es Sie gewiß interessiren."

„Sie brauchen mich blos zur Feier einzuladen," antwortete ich. „Ich komme mit Vergnügen."

„Ernsthaft gesprochen?"

„Durchaus ernsthaft. Aber allerdings würde ich die Einladung nur unter einer Bedingung annehmen: daß Sie mich nämlich nicht als Zeitungsschreiber einladen. Nicht daß ich meinen Beruf verleugnen wollte

oder geringschätze — ich bilde mir sogar etwas darauf ein, meine schriftstellerische Thätigkeit mit der Zeitungsschreiberei angefangen zu haben, und werde sie damit wohl auch abschließen —, aber wenn ich nach dem Orient reise, will ich mich amüsiren, will vollkommen frei sein von dem lästigen Zwange der sofortigen Berichterstattung, will nicht genöthigt sein, schreiben zu müssen, wenn ich lieber schlafen möchte, und mich in ein schlechtes Wirthshauszimmer zurückzuziehen, wenn ich lieber in guter und anregender Gesellschaft bliebe."

Herr von Hahn erklärte sich mit dieser Bedingung vollkommen einverstanden. Wenige Tage darauf erhielt ich die Einladung zum 18. Mai in Belgrad, packte meine Siebensachen zusammen und fuhr ab, vorläufig noch ohne bestimmten Reiseplan. Als nächste Ziele hatte ich eben nur Belgrad und Saloniki im Auge. Ich machte mir keine Sorgen, ich wußte, daß ich von da aus schon weiterkommen würde.

Da ich, um rechtzeitig in Belgrad einzutreffen, nur wenig Zeit zu verlieren hatte, zog ich es vor, diesmal Wien bei Seite zu lassen und auf dem nächsten Wege, über Breslau-Oderberg und Rutka, nach Pest zu fahren, um dort zu rasten. Und ich habe es nicht bereut. Der nördliche Theil von Ungarn mit den westlichen Aus-

läufern der Karpathen ist von großer landschaftlicher Schönheit. Ein paar Stunden hinter Oderberg nimmt der Schienenweg den Charakter der echten Gebirgsbahn an, die dem Reize der Brenner-, der Gisela- und der Semmering-Bahn kaum etwas nachgiebt.

Mit überraschender Unmittelbarkeit fühlen wir uns in ein ganz anderes Land versetzt und sehen auf einmal ganz andere Leute. Die Arbeiter, die wir auf dem Felde beschäftigt finden, die Bauern und Bäuerinnen, die mit Körben, Kiepen und Bündeln schwer bepackt an den Stationen den Zug erwarten, sind im Typus, in der Haltung und auch in der Tracht von ihren nördlichen Nachbarn, den Schlesiern, grundverschieden. Wir bekommen freilich nicht allzu viel von diesen Menschenkindern zu sehen. Auf dem Felde ist jetzt wenig zu thun; es ist die gesegnete Zeit, da man den lieben Gott walten läßt. Aber die wenigen Feldarbeiter und die Hirten, die schläfrig und gedankenlos bei ihrer Heerde weilen, fallen uns durch das Absonderliche ihrer Erscheinung um so mehr auf. Es sind wohl meistens Slowaken. Das Reich der hohen Stiefel, die gleichmäßig von Männern und Frauen getragen werden, hat nun begonnen. Die Männer haben fast allesammt den kleinen runden Hut mit aufstehender Krempe aufgestülpt,

die nicht einmal den Versuch macht, gegen die heißen und blendenden Sonnenstrahlen irgendwelchen Schutz zu gewähren. Die leidlich knappen und gewöhnlich hellfarbigen Beinkleider stecken in den Schäften der Stiefel. Den Oberkörper bedeckt ein gelbbräunlicher Kittel von kleidsam malerischem Schnitt. Andere tragen anstatt dessen blos das Hemd, das über die Beinkleider gezogen und an der Hüfte durch einen Gürtel festgehalten wird und auf diese Weise Rock und Schurz sinnig verbindet. Alle haben eine sonnengebräunte Gesichtsfarbe, tiefbraune Augen und schwarze, stumpffarbige zottige Haare, die in nicht allzu gepflegtem Zustande glatt auf die Schultern herabfallen. Wind und Wetter, Staub und Regen und Sonne haben diesen Leuten eine einheitlich wirkende, bräunlich abgetönte Färbung gegeben; sie sehen aus wie Sepia-Zeichnungen. Denselben ziemlich einfarbigen, schmutzbräunlichen Ton haben auch die Weiber, die aber mit angeborenem Feingefühl für das künstlerisch Wirksame die Eintönigkeit der Grundfarbe durch grellere, bisweilen sogar schreiende Farben, namentlich des Kopftuchs, zu beleben wissen.

Durch eine noch viel tiefere graubraune Färbung der Haut, durch noch größere Vernachlässigung in der Pflege des Aeußern unterscheiden sich die Zigeuner, von

denen es in dieser Gegend verhältnißmäßig eine ziemlich große Anzahl geben mag, von den Deutschen, Slowaken und Ungarn des gebirgigen Nordens. Da, wenige Schritte vom Halteplatz unseres Zuges entfernt, hat sich eine Bande gelagert. Da ist so eine Art Zelt aufgeschlagen, wenigstens flattert ein zerfetzter schmutziger Lappen, der an ein paar Stangen befestigt ist, im Winde hin und her. Ein alter, magerer Klepper steht ausgespannt neben der Karre, mit schwermüthig gesenktem Kopf, und beschnuppert, vielleicht hungrig, aber jedenfalls ohne rechten Appetit, das trockene staubige Gras. Eine nicht mehr junge und keineswegs schöne Mutter sitzt mit hochgezogenen Knieen auf dem Boden und hat ihr Kind an der Brust. Sie ist spärlich bekleidet, das Kind ist pudelnackt. Die Ausübung ihrer Mutterpflicht scheint sie geistig nicht sehr in Anspruch zu nehmen; sie unterhält sich, während sie dem Kinde die Brust giebt, sehr lebhaft mit einem hinter ihr stehenden Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Einige der Bande scheinen damit beschäftigt zu sein, ohne alle Ueberstürzung das Nothwendigste für das zeitweilige Unterkommen ungefähr herzurichten. Andere liegen lang ausgestreckt im Grase und thun gar nichts.

Jedesmal wenn ich Zigeuner sehe, überrascht mich

die erstaunliche Aehnlichkeit unserer europäischen Nomaden mit den Indianern Amerikas. Ob die Gleichartigkeit des Wanderlebens und der Lebensgewohnheiten schon diese schier wunderbare Uebereinstimmung in der Erscheinung bewirkt — ich weiß es nicht; aber jedenfalls darf man, wenn man eben nur das Aeußere in's Auge faßt, mit demselben Rechte wie von den Indianern als von den Zigeunern Amerikas auch von unsern Zigeunern als von den Indianern Europas sprechen. Namentlich das schöne, etwas schwermüthige Auge in seiner tiefdunklen Farbe, von glänzenden schwarzen Lidern umsäumt, mit dem seltsamen Ausdruck des Treuen und Scheuen, der an den Blick des Hundes gemahnt, ist beiden völlig gemeinsam.

Und auch die Gegend, die wir durchfahren, erinnert mitunter an den spärlich bevölkerten Norden Amerikas. Lange, lange Zeit sind wir mitten in wilder Einsamkeit, die nur der eiserne Strang der Schienen durchschneidet. In kühnsten Windungen schlängelt sich die Bahn an den Bergen entlang, die unmittelbar neben dem künstlich aufgeschichteten Bahnkörper schroff abfallen, und durchbricht in ungezählten Tunnels den felsigen Widerstand. Die meisten Berge sind dicht bewaldet und erglänzen jetzt im frischesten Grün. Der wundervolle, junge Wald sieht

wie zum Feiertage säuberlich abgewaschen aus. Viele Bäume stehen in vollster Blüthe. Unter dem zarten Weiß und dem wundersam gelblich behauchten Rosa der Blüthen, die sich wie zu einem ungeheuren Strauße dicht aneinander schließen, verschwindet mitunter das saftige Grün der Blätter vollständig. In den schönsten Umrissen schließen die Berge den Horizont ab, bald in sanften Wellenlinien, bald in hoch und schroff aufsteigenden Spitzen. Graugelbes Geröll und unwirthsamer Boden wechselt mit üppigen prangenden Auen, durch die sich ein von niedrigen Bäumen und dichtem Gesträuch eingefaßter Fluß schlängelt, der bald spiegelglatt friedlich dahinfließt, bald über Kiesel und abgelöste Felsstücke schäumend und kleine Stromschnellen bildend, ungestüm dahinbraust.

Auf langen Strecken ist keines Menschen Spur wahrzunehmen und keines Menschen Werk, außer eben der Bahn und den langweiligen Telegraphenstangen, an denen unser Zug vorübereilt. Hie und da steht wohl einmal in der Einöde ein roh zusammengehämmertes Bretterhäuschen, das vielleicht als Zuflucht im Sturme dient, vielleicht auch eine verlassene und zerfallene Behausung ist. In langen Zwischenräumen gewahrt man dann mitunter ein bischen Industrie: kleine Sägemühlen

und Brettschneidereien, und endlich saubere, malerisch wirkende Flecken, aus denen die Kirchthürme aufragen, und die sich nur selten zu einer wirklichen Stadt vergrößern.

Ich freue mich immer darauf, wenn es mir gegönnt ist, einige Tage in Budapest zu bleiben, denn Budapest ist nach meinem Geschmack eine der schönsten und zugleich eine der anmuthigsten Städte der bewohnten Erde. Namentlich von meinem letzten Aufenthalte hatte ich die dankbarste Erinnerung an die Herrlichkeiten der Stadt selbst und an die bestrickende Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner bewahrt.

Während der sieben Jahre, die seitdem vergangen sind, hat sich die Hauptstadt der Magyaren allerdings sehr wesentlich verändert. Unverändert habe ich eigentlich nur meine liebenswürdigen Freunde von damals gefunden. Wundervolle Straßen, die an Großartigkeit und Pracht mit den schönsten der Welt wetteifern dürfen, sind zum Theil vollendet, zum Theil ganz neu entstanden. Wenn man am Quai der Donau entlangschlendert, mit dem herrlichen Ausblick auf den Strom, auf die Brücken, auf die Insel und auf das malerische Ofen mit der Burg, wenn man über die weiten luftigen Plätze, die breiten schönen Straßen, die mit Palästen und palast-

ähnlichen Villen besetzt sind, in den gutfahrenden Miethswagen dahinrollt, wenn man durch die Klänge einer vortrefflichen Militärkapelle angelockt in einen der vornehmeren Gärten eintritt, um dort zu Nacht zu speisen, und um sich schaut, wenn man da in zehn Minuten mehr weibliche Schönheiten erblickt, als sonst wohl in zehn Jahren, so muß man sagen, daß es wirklich kaum eine Großstadt giebt, die auf den Fremden einen so freundlichen und zugleich bedeutenden Eindruck machte, wie dieses schöne, vergnügte, liebenswürdige Budapest.

Und doch muß ich gestehen, daß ich von meinem egoistischen Standpunkt als Fremder aus alle baulichen Verschönerungen gern gemißt hätte, wenn Pest in allem Uebrigen unverändert geblieben wäre. Aber diese ausgelassenste aller Städte, der früher in ihren tollsten Extravaganzen eine Anmuth, ja, auch auf die Gefahr hin, einen sehr ungeeignet wirkenden Ausdruck zu gebrauchen, der aber eben doch sachlich zutreffend ist, möchte ich sagen: ein gewisser keuscher Reiz zu eigen war, wie ich ihn nie und nirgendwo wiedergefunden habe, ist zimperlich und sittsam geworden wie eine englische Gouvernante und wird nun bald gerade so langweilig und zugleich so verderbt werden, wie alle anderen Großstädte.

Der neue oberste Hüter über das Wohl und Wehe

der Stadt — wir würden ihn Polizeipräsident nennen, in Budapest führt er, glaube ich, den Titel Oberstadthauptmann — mag ein ganz hervorragender Beamter sein. Seine Wirksamkeit beweist indessen wieder einmal, daß eine kleine Dosis Poesie auch bei der Erledigung der nüchternsten Geschäfte, die im Uebrigen mit der Poesie gar nichts zu schaffen haben, kaum entbehrt werden kann. Das eindringende ästhetische Verständniß für eine der erstaunlichsten und zugleich ansprechendsten Eigenarten der guten Stadt Budapest muß ich dem Herrn Oberstadthauptmann, ohne ihm im Uebrigen in der Erledigung seiner anderen Berufsgeschäfte irgendwie zu nahe treten zu wollen, zu meinem Bedauern doch absprechen. Er hat es für gut befunden, nach der Schablone da zu moralisiren, wo nichts Unmoralisches den freieren Sinn beleidigte. Er hat durch Belästigungen aller Art das nächtliche Treiben von Budapest, das nirgends in der Welt seinesgleichen hatte, zu nichte gemacht. Das, was überall mehr oder minder widerwärtig und ekelhaft, roh und gemein ist — in Pest war es harmlos und gutgeartet und lediglich lustig. Da hörte man nie ein garstiges Wort, man hörte immer nur Lachen. Wenn man nach Sonnenuntergang oder vielmehr kurze Zeit vor Sonnenaufgang in lustiger Gesellschaft durch die

Singspielhallen und Kaffeehäuser der Königstraße zog, so konnte man glauben, daß die poetischen Wahngebilde idealisirender Franzosen, daß jene Rigolettes und Risettes und wie sie Alle heißen — jene lustigen Mädchen, die, ohne sich um die herkömmliche Moral weiter zu kümmern, ihr Dasein zu ihrem eigenen Vergnügen und zum Vergnügen der Anderen anspruchslos und genügsam, ohne an morgen zu denken, im Vollgenuß des Heute, verscherzen und versingen, verjubeln und vertanzen —, man konnte glauben, daß diese Gestaltungen einer idealisirenden Phantasie hier in Pest Fleisch und Blut angenommen hätten. Dies fröhliche Treiben war eine berechtigte Eigenthümlichkeit des fröhlichen Pest, die man hätte schonen sollen.

Da ist nun die Obrigkeit — wie das Schicksal roh und kalt — dazwischengefahren und hat all der Lustigkeit, die Niemand schadete, ein Ende gemacht, als ob irgendwelche Höhlen des Lasters im Interesse der Moral hätten gesäubert werden müssen. Das war ein grober Fehlgriff. So wenig Budapest in dieser Eigenthümlichkeit auch den Forderungen der strengen Sittsamkeit entsprach, so nehme ich doch keinen Anstand, zu erklären, daß trotz alledem und alledem Pest in seinem Ton und Gebahren die anständigste Stadt der Welt gewesen ist. Erst das obrig=

keitliche Verbot hat diesem nächtlichen Treiben, das in seiner Harmlosigkeit die halbe Oeffentlichkeit nicht scheute, den harmlosen Charakter genommen. In die Verborgenheit zurückgedrängt, wird es seine Harmlosigkeit und Munterkeit unzweifelhaft verlieren und wird gerade so häßlich und zotig werden wie überall.

Die Königstraße, in der sonst, wie es in „Pariser Leben" heißt, um Mitternacht das Leben begann, liegt jetzt dunkel und verschlafen da. Hie und da ist noch ein Kaffeehaus offen, in dem gähnende Kellnerinnen vergeblich auf Gäste warten. Die ausgelassenste Singspielhalle der Welt, die „Blaue Katze", in der zwischen den Künstlerinnen und den Gästen das gemüthlichste Verhältniß bestand, so daß das Programm immer während des Abends von Nummer zu Nummer nach allgemeiner Uebereinkunft festgestellt wurde, ist geschlossen. Die sogenannte Polizeistunde hat diesem Local den Untergang gebracht. Jetzt ist um Mitternacht Alles still und ruhig, wie in der sittsamsten Kleinstadt. Man vernimmt nicht mehr das wehmüthige Jauchzen und verliebte Zittern der Zigeunermusik. Auch die Zigeuner müssen sich um Mitternacht schlafen legen; jedenfalls dürfen sie nicht mehr spielen. Alles nächtliche Musiciren ist untersagt! Und was ist denn aus der schönen Frau

Berger geworden, der Inhaberin irgend einer kleinen Winkelwirthschaft, die hier neben einem Dutzend anderer Wirthschaften lag? Die wirklich selten schöne Frau, die den Fremden von kundigen Führern wegen ihrer auffallenden Schönheit besonders gezeigt wurde — auch sie ist als ein Opfer der obrigkeitlichen Fürsorge gefallen. Sie ist, wie uns unser Begleiter erzählt, „abgeschoben" worden. Es haben sich — ob wegen ihres Wankelmuths oder wegen ihrer Sprödigkeit, ich weiß es nicht — mehrere Leute erschossen, darunter auch ein Hauptmann der Honved-Armee; und das hat man der schönen Frau übelgenommen.

Die Königstraße finster, keine Zigeunermusik, die „Blaue Katze" geschlossen, und Frau Berger abgeschoben — o Pest, o Budapest, was ist aus dir geworden! Ich fürchte, ich fürchte, der anmuthige Gegensatz, in dem die Freundlichkeit, Bescheidenheit, der gänzliche Mangel an Zudringlichkeit und die nimmer versagende gute Laune seiner leichtlebigen Bewohnerinnen zur Rohheit, Habgier und Knotigkeit des verdrießlichen und reizlosen nordischen Lasters standen, ich fürchte, dieser Gegensatz wird bald bis auf die letzte wahrnehmbare Spur verschwunden sein! Man hat offenbar vergessen, was der sittliche Schiller sagt: „Wo das moralische

Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt sein." Man hat es denn auch richtig fertig gebracht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit in dieser Beziehung Budapest seinen eigentlichen Charakter zu nehmen. Das abendliche Pest bietet jetzt dem Fremden just dasselbe, was jede andere Stadt bietet, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Die Theater waren gerade nicht besonders verlockend. In der Oper fand eine Wohlthätigkeitsvorstellung mit gemischtem Programm statt, eine jener Vorstellungen, denen ich schon in der Heimat mit einer gewissen Vorsicht aus dem Wege gehe, und denen ich in der Fremde nicht nachlaufen werde. Das Nationaltheater war geschlossen. Und so zogen wir denn, meine Freunde und ich, nach einem jener Etablissements, in denen die Vorführung von „Specialitäten" mit Gesangsvorträgen abwechselt.

Da gastirten als „Duettistinnen", wie es auf dem Zettel hieß, zwei wunderschöne Mädchen, die Geschwister Roger, die seit einiger Zeit eine ganz besondere Anziehungskraft übten — nach ihrer Aussprache zu schließen, waren es norddeutsche Landsmänninnen. Es sind wahrhaft junonische Gestalten, groß, schlank und schmiegsam, mit schönen Händen und Füßen, in der vollsten Ent-

faltung der Weiblichkeit, ohne stark zu sein. Die beiden Schwestern sehen sich merkwürdig ähnlich, trotz der Verschiedenheit ihrer Züge, und man kann darüber streiten, welche die Hübschere ist. Die Schönheit der Aelteren ist entschieden die ausdrucksvollere. Der Mund mit den milchweißen gesunden Zähnen steht nicht ganz gerade, aber das giebt dem sonst so edlen Gesicht mit dem vornehm geschnittenen Profil, mit den dunklen Augen von lustigem Ausdruck, mit den vollen, feingerundeten, frischen Wangen und dem glänzend schwarzen Haar, das die schöne Linie der Kopfbildung nicht zerstört, nur noch einen gewissen pikanten Reiz. Die regelmäßigere klassischere Schönheit ist die Jüngere, die in der Reinheit der Linien und auch in der marmornen Ausdruckslosigkeit an die antiken Muster gemahnt. Das Auge ist unvergleichlich schön, mandelförmig geschnitten, mit langen Wimpern eingefaßt, halb bedeckt von etwas müden Lidern. Wangen, Mund und Hände und Alles, was das Lüftelein im Volksliede küßt, sind von bezaubernder Frische und Lieblichkeit. Gerade wie bei der milesischen Venus ist der Kopf im Vergleich zum schlanken Ebenmaße des Körpers etwas zu klein. Für einen Bildhauer wäre ein schöneres Modell kaum zu denken. Das Mädchen wäre ganz berufen, noch ärgeres

Unheil anzurichten, als die „abgeschobene" Frau Berger, wenn dem wundervollen Gefäße der Inhalt entspräche.

Aber es ist auch in diesem Falle dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Talentlosigkeit dieser schönen Mädchen steht auf der Höhe ihrer Reize. Sie sind rührend in ihrer Hülflosigkeit. Mit spröder, brüchiger Stimme singen sie so unmusikalisch wie möglich Lieder, deren Geistlosigkeit nur durch den Vortrag überboten wird. Dieser gänzliche Mangel an Temperament, an Empfindung und an Verständniß hat etwas Ergreifendes. Es ist schade, daß man, um diese schönen Geschöpfe vorzuführen, keinen bessern Vorwand ausfindig machen kann, als sie singen zu lassen. Wie schön müssen sie sein, daß sie diesen Gesang annehmbar machen, daß sie sogar Beifall damit finden! Der einzige berechtigte Applaus war diesmal der, der sonst der unberechtigte ist: bei ihrem Erscheinen, bevor sie noch den Schnabel aufgethan hatten. Weshalb man nachher noch klatschte, blieb mir ein Räthsel.

Aber es giebt im Menschenleben gar viele unaufgeklärte Probleme! Dazu gehört auch das: weshalb uns zur Reise von Pest nach Belgrad ein Aussichtswagen zur Verfügung gestellt wurde? Ich kann mir kaum

etwas Entbehrlicheres denken, als einen Aussichtswagen auf dieser öden Strecke. Die Gegend, die wir durchfahren, ist das Langweiligste, was das Auge erblicken kann. Der Boden ist flach wie die Hand, und der Kreuzberg mit den Pichelsbergen würde hier auffallen. Nur selten erblicken wir ein bewohntes Fleckchen. Es ist ein Dakota im Kleinen, wahrscheinlich auch sehr fruchtbar, — aber schön ist es nicht, das kann ich versichern. Und dazu der Staub! Die einzige Aussicht, die lohnend war, war die auf eine spätere gründliche Reinigung. Dazu brauchte man aber keinen besonderen Wagen. Dabei fing die Hitze an sich in recht unangenehmer Weise bemerklich zu machen. Und so fuhren wir stundenlang, von der glühenden Mittagshitze bis zum Eintritt der Dunkelheit, immer durch dieselbe staubige, öde Langweiligkeit. An der serbischen Grenze sagte man uns, daß es jetzt anfange sehr schön zu werden. Da aber war die Nacht schon hereingebrochen.

Ein überaus gefälliger und liebenswürdiger Freund war mir aus Belgrad einige Stationen entgegengefahren. Es war ihm in seiner angesehenen Stellung als Director der Tabaks-Regie und als Ortskundigem ein Leichtes, uns über die lästigen Beschwerden der Paßrevision und der Zollquälereien hinwegzuhelfen, und während

noch die Anderen am Bahnhofe mit ihren Siebensachen zu kramen hatten, waren wir bereits in unserem Gasthause untergebracht.

Ein riesengroßer Festsaal, in den ein Bett gestellt war, mit den Bildern von einigen Dutzend Milan Obrenowitsch, war mir für die Nacht angewiesen. Ich gestehe, daß sich dieser Raum zu einer Ausstellung der Landesproducte oder als Sitzungssaal der Skupschtina eigentlich besser geeignet hätte, als zur nächtlichen Herberge eines genügsamen Reisenden. Meine Schritte hallten unheimlich, und die vier Kerzen, die ich angezündet hatte, ließen nur erkennen, wie ungeheuer die Dunkelheit um mich herum war. Im vollsten Widerspruche zur Größe dieses Schlaf-Ahnensaals stand das Waschbecken, das ich zunächst für eine Bouillontasse hielt. Ich mußte die außerordentlichsten mimischen Anstrengungen machen, um dem lediglich serbisch sprechenden Zimmermädchen klar zu machen, daß mir nach des staubigen Tages Mühen ein etwas umfangreicheres Waschgeräth vor allen Dingen wünschenswerth sei. Schließlich verstand sie mich auch und brachte mir ungefähr das, was ich haben wollte. Und so gelang es denn auch meinem beharrlichen Bemühen, wie die Naturforscher sagen, die unzweckmäßige Ansammlung von Stoffen an ungehöriger

Stelle nach einiger Zeit zu beseitigen. Als ich in einer verlassenen Ecke endlich mich zur Ruhe begeben und die Lichter gelöscht hatte, fingen die Möbel an furchtbar zu knacken, und mein Nachbar stöhnte jämmerlich im Schlaf. Das Licht des Mondes fiel gerade auf das bleiche Antlitz irgend eines ermordeten Milan Obrenowitsch. Unter diesen angenehmen Empfindungen schlief ich ein. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich im Traum mit allerlei Raub- und Mordgesindel herumzubalgen hatte.

Von Belgrad bekam ich bei der Kürze des uns bemessenen Aufenthalts am andern Tage nicht viel zu sehen, und das Wenige, das ich sah, wurde nicht eben unter den günstigsten Bedingungen dargeboten, denn es war wieder sehr heiß. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab, und es staubte wiederum. Wir fuhren in recht mangelhaft gepflasterten Straßen der nicht sehr charakteristischen Stadt, in der neben vielen alten und anspruchslosen Gebäuden auch einige stolzere, zum Theil sogar etwas protzenhaft wirkende Neubauten aufragen, nach dem besuchtesten Spazierweg, der von der Stadt nach dem hübsch gelegenen königlichen Jagdschloß Topschider führt. Zu dieser frühen Stunde war es da noch öde und verlassen, und von der Belgrader Gesellschaft bekamen wir Niemand zu sehen. Wir durchwanderten

den Park, der eine herrliche Aussicht sowohl auf die malerisch gelegene Festung, wie auf die hier zusammenfließenden Flüsse Donau und Sau bietet. Lange durften wir da nicht rasten, denn schon in der Mittagsstunde kam der Orient-Expreßzug aus Paris, der die wesentlichen, zur Eröffnungsfeier geladenen Gäste und auch die Wirthe selbst mitbrachte.

II.

In Serbien.

Festlichkeit in Nisch. — Reden, Musik, Tanz und Gesang. — „Wer nie die kummervollen Nächte . . .“

Unsere Reisegesellschaft, die sich aus den gleichzeitig mit mir in Belgrad angekommenen Gästen aus Oesterreich-Ungarn und Norddeutschland, den Geladenen aus Belgrad selbst und endlich denen, die mit dem Pariser Orient-Expreßzug eintrafen, ziemlich vollständig gebildet hatte — es kamen am andern Tage nur noch die türkischen Theilnehmer hinzu —, mochte sich nun auf achtzig bis hundert Köpfe belaufen. Ich will diese Zahl indessen nicht verbürgen, denn ich bin kein sehr zuverlässiger Taxator; aber so ungefähr wird's wohl gewesen sein. Unter den Berichterstattern waren natürlich die österreichisch-ungarischen und französischen am stärksten vertreten. Von Berlin waren Ludwig Pietsch, der farbenreichste, scharfsichtigste und fleißigste aller Reisefeuilletonisten, und Paul Lindenberg erschienen. Von den

Oesterreichern sei nur einer genannt: der Chefredacteur der „Neuen Freien Presse", Dr. Bacher, der merkwürdiger Weise in seiner ganzen Erscheinung, in seiner gedrungenen kräftigen Gestalt, mit dem von dem schwarzen Vollbart eingerahmten grundgescheidten Gesicht, der hohen Stirn und den dunklen klugen Augen sehr lebhaft an seinen Vorgänger, an den Begründer der „Neuen Freien Presse", Max Friedlaender, erinnert. Dr. Bacher war begleitet von seiner liebenswürdigen Frau.

Von Diplomaten bemerken wir den würdigen Grafen Bray Vater, den bayerischen Gesandten in Wien; dessen Sohn, den Grafen Bray, unsern Gesandten in Belgrad, die echte Gestalt eines schweren Reiters, sehr groß und stämmig, breitschulterig, mit feinem und gescheidtem Kopf, überaus liebenswürdig und zuvorkommend; den französischen Gesandten in Belgrad, Herrn Millet, einen schlanken, schmächtigen, ebenfalls noch jungen Mann, unglaublich beweglich, beinahe ein bischen zappelig; den damals abgedankten serbischen leitenden Staatsmann Ristic, mit ernsten und nicht unbedeutenden, aber auch nicht feinen Zügen, einem auffallend langen und starken dunkelblonden Backenbart im Umfange und Schnitt des Puttkamer'schen; den neuen Cultusminister Dr. Georgewitsch, einen lebens-frischen, kräftigen Mann mit dunklen funkelnden Augen,

sehr verbindlich in seinen Formen, der auf der Wiener Hochschule gebildet ist und die deutsche Sprache vollkommen beherrscht u. s. w.

Die hervorragendste Rolle bei dieser Feierlichkeit spielten natürlich die Finanzgrößen und namentlich die französischen. Unter diesen machte sich Herr Hensch, der Präsident des Comptoir d'escompte, durch die selbstbewußte ruhige Sicherheit seines wuchtigen Auftretens, wie sie das Großcapital vielleicht in noch erhöhtem Maße als die Geburt verleiht, bemerkbar; jeder Zoll ein Bankdirector! Und Herr Hensch ist nicht klein, er hat wohl fünf Fuß elf Zoll. Menschlich nahbarer und freundlicher wirkte Herr Alfred André, gleichfalls der Chef eines der größten Pariser Häuser, mit dem fast typisch zu nennenden Aeußern des großen französischen Financiers: eine etwas über mittelgroße, kräftige, beinahe corpulente Gestalt, das Gesicht mit dem Ausdruck der Klugheit und Jovialität, Kinn und Lippen glatt rasirt, mit schmalem Backenbart, hoher Stirn, spärlichem Haar und scharf blickenden freundlichen Augen — in seiner ganzen Erscheinung wohlgepflegt und von gefälliger Wirkung. Herr André war begleitet von seiner still vornehmen Frau und seiner anmuthigen Nichte, ebenfalls einer beinahe typisch zu nennenden Vertreterin

der wohlerzogenen jungen Französinnen aus guter Familie, in jener echt mädchenhaften Zurückhaltung, wie sie Fräulein Reichemberg im Théâtre français mit unübertrefflicher Meisterschaft darstellt. Der junge Graf Vitali, der sich ebenfalls an diesen Bahnen finanziell sehr stark betheiligt hat, ein lebhafter, dienstbereiter, liebenswürdiger junger Mann, bemühte sich unabläßig um das Wohl und Wehe der Gäste, und dessen bildhübsche junge Frau von schmiegsamer Gestalt und edelstem Gesichtsschnitt war ohne Zweifel die lieblichste Erscheinung der Reisegesellschaft. Unter den Franzosen war noch eine besonders anziehende Gestalt: es war Herr Bordeleau, der Präsident des Pariser Handels-Tribunals, ein schon älterer Herr in tadelloser Haltung, von schlanker Gestalt, mit kurzgeschorenem schneeweißem Haar und Backenbart und von frischer blühender Gesichtsfarbe. Von der Länderbank in Wien nahmen der Gouverneur, Graf Woditzky, und der Director, Regierungsrath von Hahn, von der Berliner Finanzwelt Herr Hans von Bleichroeder an der Fahrt theil. Ich bin sicher, daß ich viele der Nennenswerthesten übergehe, aber ich mache auch gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Aufzählung.

Serbien ist ein wunderschönes Land. Die Strecke, die wir durchfuhren, vom nördlichsten Zipfel bis zur

Südgrenze, ist jedenfalls überreich an landschaftlichen Reizen. Es ist wie ein blühender Garten, der jetzt in der frischesten Färbung des Sommeranfangs vor uns sich ausbreitet, hier meist Hügelland, das durch eine Gebirgskette zuerst annuthig, dann gewaltig und großartig umrahmt wird, schattige grüne Wälder und fleißig bebaute üppige, sonnige Felder.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir Nisch, das im Herzen von Serbien liegt, wo für unser nächtliches Unterkommen gesorgt war, und in dem die erste Feierlichkeit stattfinden sollte. Die Stadt machte auf mich bei unserer Ankunft einen sehr tiefen und starken Eindruck. Hier trat uns zum ersten Mal der Orient in seiner vollen Eigenart ganz unverfälscht entgegen. Hier sahen wir das erste schlanke Minareh aus dem bunten Gewirr der Häuser aufschießen und hier das unvergleichlich farbenprächtige Gewühl der Menge.

Da hockten auf dem freien Felde vor Nisch und lagen ausgebreitet auf Teppichen etwa zwanzig bis dreißig türkische Weiber, die ihr Gesicht bis auf den schmalen Theil zwischen den Augen und der Nasenspitze mit dem weißen Kopftuch oder der bunten Kapuze ihres mantelartigen, bauschigen Gewandes verhüllt hatten und neugierig und lustig zu den Fremdlingen aufschauten

die als friedliche Eroberer in ihre türkische Heimat einbrechen wollten. Und dies Gewühl und Gewimmel auf dem Bahnhofe! Diese Serben mit ihren kurzen Jacken, die Albanesen mit den gefältelten weißen Röcken und reichbestickten Jacken, die Bulgaren, Türken und Griechen, die Juden mit den fuchspelzverbrämten Kaftans, die sich hier nur für das geübte Auge von der Umgebung abheben, die zerlumpten Zigeuner — Alles das zu einem buntscheckigen, erstaunlich bewegten Knäuel zusammengeballt, durchsprenkelt mit Scharlachroth, mit Saffrangelb, mit Arsenikgrün, und das Ganze doch gleichmäßig und harmonisch abgetönt, und Alles schreiend und lärmend und tobend, dazu die schmetternde Militärmusik auf dem Bahnhof, die zu unserer Begrüßung ausgeschickt war, und darüber der herrlichste blaue Himmel — es wirkte auf den nördlichen Ankömmling sinnverwirrend und berauschend. Der Eindruck, den ich in Nisch empfangen habe, sollte nur noch in Saloniki überboten werden.

Auf die Aufnahme einer so großen Anzahl von fast ohne Ausnahme recht verwöhnteu fremden Gästen war man in Nisch von Hause aus natürlich nicht vorbereitet. Reisende, die diese so malerisch und eigenartig wirkende Stadt von früher kannten, entwarfen keine sehr erbauliche Schilderung von den dortigen Gasthausver=

hältnissen. Einige der bevorzugtesten unserer Gefährten hatten bei den privaten Honoratioren ein Unterkommen gefunden. Sämmtliche Hotelzimmer waren natürlich von der Gesellschaft belegt, und viele unserer Reisegefährten verbrachten die Nacht im Schlafwagen. Ich glaube, daß diese eigentlich die Begünstigtsten waren.

Auch ich war in freundlicher Weise bevorzugt worden. Ich fand in einem ganz guten Hotel ein großartiges Zimmer mit sechs oder sieben Fenstern und einem Balkon, das, nach den herumstehenden und liegenden Gegenständen zu schließen, gewöhnlich nicht vermiethet wurde. Es waren da Vorräthe von Wäsche und Geschirr, sowie eine große Anzahl von Gegenständen, die auf den privaten Besitz der Wirthe hinwiesen, so daß ich annehmen durfte, dieser Raum werde gewöhnlich von der Familie des Gasthofbesitzers bewohnt und gleichzeitig als eine Art von Magazin für die Bedürfnisse des Hotels benutzt. Zu meiner Verwunderung hatte man zwei Betten aufgeschlagen. Ich brauchte doch nur eins!

Aber mein freudiges Erstaunen währte nicht lange. Ich fing gerade an es mir ein bischen bequem zu machen, als die Thür geöffnet wurde und ein mir unbekannter Herr eintrat, der mich höflich begrüßte und sagte, daß wir für diese Nacht Zimmergenossen sein

würden. Er war ein sehr angenehmer, liebenswürdiger junger Mann, dem ich sehr bald anmerkte, daß er die freundlichen Gewohnheiten der Sauberkeit hatte. Wir hatten uns vorgestellt und verkehrten sehr angenehm mit einander. Wir hatten uns oberflächlich zum Ausgehen zurechtgemacht und freuten uns über den schönen Ausblick von unserm Balkon aus auf die heiter belebte Straße. Es hatten sich vor unserm Hotel eine große Anzahl von Neugierigen angesammelt, die sich offenbar davon überzeugen wollten, daß sie in uns Menschen sehen würden, wie andere mehr.

Aber hier war nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen Wir mußten zum Festmahl, das in einem andern Gasthof, welcher über den größten Saal der Stadt verfügte, hergerichtet war.

Da es keine lohnende Aufgabe ist, unangenehme Erinnerungen wieder wachzurufen, so will ich von der Qualität der Speisen schweigen. Es war ein fürchterliches Essen. Aber wir hatten Hunger, und da gute Reden das Essen begleiteten, wurden wir auch damit fertig. Man wird, ohne sich anzustrengen, ungefähr errathen können, wie diese Reden lauteten. Die großen finanziellen Unternehmer berührten natürlich mit keiner Silbe die vielleicht nicht ganz unwichtige Frage, daß

mit der Eisenbahn am Ende ein ganz gutes Geschäft zu machen sei. Es wurde lediglich auf das herrliche Werk, das eine neue Weltstraße erschließe, das der ganzen Menschheit zu gute komme und in der Allgemeinheit der Civilisation einen neuen Markstein darstelle, mit schwungvollen Worten hingewiesen. Man kann sich das, wie gesagt, leicht vorstellen. Humanität und Cultur, Umschlingen des Orients und Occidents, friedliche Eroberung, Ausgleich der Geister, Aufschwung, Gedeihen, Friede und Fortschritt spielten natürlich eine große Rolle.

Nachdem diesen allgemeinen Bedürfnissen genügt war, verlief dann der Redestrom nach der vorher bestimmten Richtung in ein Hoch auf den Sultan, auf den König von Serbien, auf die Begründer des Unternehmens und dergleichen. Der französische Gesandte, Herr Millet, der vielleicht am besten sprach, hatte das größte Pech. Während er nämlich redete, ergötzten sich im Saale zwei Hunde, die weder durch Bitten, noch durch Drohungen, noch durch Schläge zu beruhigen waren. Sie vollführten zu der wohldurchdachten und wohlgesetzten Rede eine ununterbrochene winselnde, knurrende, bellende Begleitung. Und auch den Ernsthaftesten wurde es schwer, ernst zu bleiben, wenn man sah, wie Kellner

und Gäste vergeblich auf die Thiere Jagd machten, welche die sichersten und unerreichbarsten Verstecke aufsuchten, um ihren Unfug im Saale unbehelligt fortzusetzen.

Zwischen den einzelnen Reden spielte die serbische Militärkapelle, die vor der offenen Thür saß, allerlei bekannte und unbekannte Weisen. Unter den ersten unterschied ich einige für die hier versammelten fremden Nationalitäten bezeichnende; und unter den letzten fiel mir eine durch ihren flotten Rhythmus und ihre scharfe und eigenartige Melodik besonders auf. Es war jedenfalls die serbische Nationalhymne, also so eine Art „Wacht an der Sau" — oder „an der Drau".

Viel unterhaltender und interessanter als das, wie gesagt, recht mäßige Festessen in dem unschönen, spärlich beleuchteten und schwülen Saale waren die Volksbelustigungen auf dem Platze vor dem Gasthofe, die dem Essen folgten. Die Klänge der Militärmusik hatten natürlich alle Bewohner von Nisch auf dem großen Platze vereinigt. Der Platz, der durch wenige Laternen matt beleuchtet war, lag in tiefem Halbdunkel da. Am sommerlichen Nachthimmel glänzten nur die Sterne. Nur unmittelbar vor dem Gasthofe, da wo die Musikanten ihre Sitze aufgeschlagen hatten, war es hell beleuchtet.

Da war denn auch das Volksgedränge am stärksten; und die Polizeibeamten, die mit einer bei uns noch nicht geahnten Energie handgreiflich Ordnung stifteten, hatten nicht wenig zu thun.

Aus der Menge hörte man, erst in undeutlichem Gemurmel, dann mit vernehmlicherem Verlangen, einen Ruf, der von den Musikanten auch offenbar verstanden wurde; denn nun begann die Kapelle einen eigenthümlichen, nicht gerade schönen, aber sehr sonderbaren, einförmig dudelnden Tanz aufzuspielen, und alsbald lichtete sich der Haufen. Es faßten sich einige Leute an die Hand und tanzten einen ganz kindischen Ringeltanz, ein einfaches Springen und Hüpfen im Kreise. Es waren zuerst vielleicht sechs oder acht, die nach der rhythmischen Einförmigkeit der Musik im Kreise herumhopsten. Die Reihe der Tänzer wurde aber immer größer. Bald waren es ein Dutzend, und nun vielleicht schon das Doppelte, und jetzt immer noch mehr! Immer größer wurde der Kreis, immer spielte die Kapelle dieselbe langweilige Weise, und die braven Leute, die sich wie die Kinder an den Händen hielten, sprangen gleichmäßig, ohne irgend welche Kunst, nach dem Tacte der Musik dazu umher. Auch einige Weiber betheiligten sich an dem unglaublich harmlosen Vergnügen, und selbst die

hohe Obrigkeit, die Polizei, die eben so derb eingegriffen hatte, konnte den Lockungen dieses einfachsten aller Nationaltänze nicht widerstehen; auch die Polizisten hüpften mit Bürgern und Soldaten, mit Männern und Weibern mit steinern ernstem Gesichtsausdruck in der warmen Nacht auf und nieder. „Kolo" heißt dieser National-Ringeltanz, der sich in Serbien und Dalmatien einer großen Beliebtheit erfreut. Ich habe etwas Einfacheres, Anspruchsloseres und Kindlicheres nie gesehen. Aber Alles, was echt ist, ist doch eben wirkungsvoll, und in dieser Umgebung und unter dieser Betheiligung wirkte dieses kunstlose Hopsen sehr originell und gemüthlich. Erstaunlich war die Ausdauer. Der Tanz wollte gar kein Ende nehmen. Ich dachte, es gäbe irgendwelche Variation, aber Gott bewahre! Es ist immer dasselbe Hüpfen und Springen in einer langen, sich immer vergrößernden Kette und im Ringelreigen. Die Geduld der Zuschauer erschöpfte sich offenbar viel eher als die der Tänzer.

Als sich die Schaar der Umstehenden einigermaßen lichtete, hörte der Tanz auf. Und nun begann aus der Menge ein junger Mann mit ziemlich kräftiger, wenn auch nicht gerade wohllautender Stimme, ein wiederum in der Melodik und Rhythmik mehr eigenartiges als

schönes Lied vorzutragen. Er pries, wie uns ein Kundiger sagte, die Heldenthaten des Königs Marco, eines vielbesungenen Helden der Südslawen. Die Menge hörte andächtig zu, und die Militärmusik schwieg, bis das lange Lied zu Ende war. Da ich den Text doch nicht verstand, so hatte es für mich keinen besonderen Zweck, das Ende, das wahrscheinlich noch lange nicht kam, abzuwarten. Ich war müde und suchte mein Lager auf. Noch lange hörte ich, als ich mich schon weit von dem großen Platze entfernt hatte, die hohe Stimme und den merkwürdig psalmodirenden Gesang in der Stille der Nacht.

Es war ein ziemlich anstrengender Tag gewesen, und ich war recht müde. Das Bett war sauber, und ich hatte auf Anrathen eines vorsorglichen Freundes ein genügendes Quantum Insectenpulver ausgestreut, um ohne Besorgniß vor einer nächtlichen Störung gelassen der nächsten Zukunft entgegenzusehen. Das Bett war recht hart, aber daraus machte ich mir natürlich nicht viel. Mein Stubengenosse war ungefähr gleichzeitig mit mir gekommen, und wir hatten uns gleichzeitig schlafen gelegt und gleichzeitig das Licht gelöscht. Ich wollte gerade einschlafen, da hörte ich ihn schwer seufzen. Ich fuhr auf. Er seufzte noch kläglicher.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte ich.

Keine Antwort. Nach kurzer Pause ein wehmüthiges Pfeifen. Mein Gott! was macht denn der Herr? dachte ich mir. Es wurde mir nur zu bald klar. Ich beobachtete nun den langsamen Uebergang vom ruhigen, beinahe lautlosen Athmen zum beschwerlichen und hörbaren. Er schnarchte — aber wie!

Ich habe schon allerhand Schnarcher gehört, aber einen Schnarcher von der Vielseitigkeit, von der Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, von dem Reichthum an stets überraschenden Neuheiten wie meinen Schlafbruder nie! Es war ein Schlürfen, ein Schnalzen, ein Röcheln, ein Pfeifen, ein Flöten, ein Sägen, ein Hobeln, ein Aechzen, ein Zischen, ein Gurgeln — es gab überhaupt keinen Laut, dessen eine menschliche Kehle im Bunde mit allen befreundeten Organen fähig ist, den mein verehrter Nachbar nicht ohne die geringste Anstrengung im Schlafe producirt hätte, — und noch dazu in allen möglichen Vortragsarten, im staccato, im legato, bald leise schnaufend, bald fürchterlich donnernd — kurz und gut, es war wie der Gesang einer Nachtigall: immer etwas Neues. Und das war sehr schlimm. Hätte mein Nachbar normal geschnarcht, wie ein ordentlicher Mensch zu schnarchen pflegt, mit einer gewissen Regelmäßigkeit,

dann hätte mich das nicht weiter gestört. Aber unwillkürlich wurde meine Aufmerksamkeit immer wieder angespannt. Um Gottes willen! was kommt denn nun? fragte ich mich bangend. Und es kam regelmäßig etwas ganz Unerwartetes. Hatte ich auf ein melodisches Pfeifen gehofft, so kam ein tiefer herzzerreißender Schmerzenston, der an Amfortas erinnerte, dann wieder ein helles Frohlocken, ein grunzender Zornesruf — kurz und gut, es war das gleichzeitig wunderbarste und schrecklichste Concert, das ich in meinem ganzen Leben gehört habe.

Eine halbe Stunde, vielleicht noch länger, ertrug ich das schwer Erträgliche in schweigsamer Ergebung. Ich hörte, wie er flötenartig trillerte, wie er Seidenzeug zerriß, ich hörte ihn flehen, als ob er erdrosselt würde. Dann wandte ich alle Palliativmittel an, die gegen das Schnarchen empfohlen werden. Ich setzte mich aufrecht im Bett auf und pfiff das Zwischenspiel des Hirtenknaben im „Tannhäuser". Mein Pfeifen schien den Schlafenden auch einigermaßen zu interessiren, denn es trat eine kurze Pause ein — aber freilich nur eine ganz kurze; gleich darauf setzte er mit frischen Kräften wieder ein und fesselte mich durch die überraschendsten Wendungen. Ich räusperte mich so stark wie möglich, ich

rief den Schnarchenden und bat um Gnade. Er hörte mich nicht. Endlich zündete ich Licht an. Er lag mit dem Kopfe halb aus dem Bett heraus, den Mund als schreckliches Schallloch weit geöffnet, und schlief wie ein Gebenedeiter. Ich stand auf und versuchte, den Kopf nach oben zu legen. Es gelang mir auch. Aber kaum befand sich der Kopf in einer einigermaßen normalen Lage, so machte der Schlafende eine kühne Wendung im Bett, und der Kopf hing nun nach der entgegengesetzten Seite heraus; auf einem Umwege kamen nun die Töne noch schrecklicher zu mir. Ich rüttelte ihn. Er antwortete wohlwollend im Schlafe einige Worte, aber es war nicht möglich, ihn zu erwecken. Er schnarchte unbarmherzig weiter.

Allmählich bemächtigte sich meiner eine sanfte Verzweiflung. Ich bekleidete mich mit dem Allernothwendigsten und trat, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich wollte, auf den Flur, vermuthlich in der Hoffnung, daß ich da einer fühlenden Seele begegnen würde, die mir vielleicht ein anderes Bett anwiese. Ich irrte rathlos zwischen lieblosen Koffern und ungesäubertem Schuhwerk umher. Es kam lange kein Mensch. Auf einmal wurde vorsichtig eine Thür aufgemacht. Einer der Gäste hatte meine Schritte vernommen, und es war

ihm offenbar unheimlich, in der wildfremdn serbischen Stadt Schritte auf dem Corridor zu hören. Als er mich da zwischen den Koffern sah, hielt er mich natürlich für einen Koffermarder. Ich suchte ihn durch einige freundliche Redensarten zu beruhigen, aber er traute dem Schwindel offenbar nicht recht. Er trat nun in weißen Pumphosen mit einem Foulard um den Kopf, einen Leuchter in der einen Hand, in der andern etwas Unheimliches, vielleicht eine Waffe zu Schutz und Trutz, mit dem Ausdruck des äußersten Argwohns an mich heran.

„Ich kann nicht schlafen,“ erklärte ich ihm. „Der Herr, der mit mir das Zimmer theilt, schnarcht furchtbar.“

Offenbar hielt er das für einen Vorwand, und sein Mißtrauen wurde dadurch nicht beseitigt. Er nahm einen kleinen Koffer, der in der nächsten Nähe seiner Thür stand, schleppte ihn in sein Zimmer und schloß die Thür zweimal zu. Ich trat nun wieder in mein Zimmer zurück, und da ich gar nicht wußte, was ich anfangen sollte, versuchte ich Kolo zu tanzen. Aber meine Beharrlichkeit war doch geringer als die der serbischen Nationalkinder. Es langweilte mich, und mein Freund schnarchte weiter. Und wie! Ich nahm ein Kopfkissen, kehrte auf den Flur zurück, legte meine

Reisedecke an die Erde, lehnte das Kissen an den Koffer und versuchte so zu ruhen.

Als ich mir gerade dies primitive Lager zurechtgemacht hatte, kam ein verspäteter Gast. Er war sehr lustig und amüsirte sich über mich und meine Hülflosigkeit. Er sprach leider nur serbisch, und ich konnte ihm mein Leid nur ungefähr klar machen. Ich führte ihn im Schritte der antiken Tragödie an meine Zimmerthür, öffnete dieselbe, machte eine beredte Handbewegung und zeigte auf den Schlafenden. Der Herr lachte. Er mußte wohl verstanden haben, daß es mir lieb wäre, wenn ich ein anderes Lager finden könnte, und mit einer Rücksichtslosigkeit, bei der mir die Haare zu Berge standen, zog er an einer großen Klingel, die sich da befand, und schellte unbarmherzig. Ich fiel ihm in den Arm.

„Sie werden doch nicht das ganze Hotel alarmiren!“ rief ich ihm zu, obgleich ich wußte, daß er kein Wort davon verstand. Aber er machte eine abwehrende Bewegung, als hätte diese kleine Störung nichts weiter zu bedeuten, verabschiedete sich und ging in sein Zimmer. Ich kauerte noch immer vor der Thür, mit dem brennenden Lichte neben mir. Da kam der Hausknecht an, der durch den Höllenlärm der Sturmglocke natürlich geweckt war. Auch er erkannte meine Hülflosigkeit; aber ich weiß

nicht, er muß mich vollständig mißverstanden haben. Er öffnete die Thür zu meinem Zimmer und schob mich sanft hinein. Ich glaube, er nahm an, daß ich vielleicht des süßen Weines voll sei und die Thür meines Zimmers nicht finden könne.

Inzwischen war mein Stubengenosse aber durch all' diese Vorgänge doch aus seinem festen Schlafe aufgeweckt. Ich schilderte ihm meine Leiden in der discretesten und artigsten Weise, und er amüsirte sich königlich darüber. Er bat mich, ihn rücksichtslos zu wecken, wenn er wieder anfangen sollte zu schnarchen. Wir wünschten uns abermals gute Nacht und löschten die Kerzen abermals. Da klopfte es leise an unsere Thür, und nun erschien des Wirthes rosiges Töchterlein, in säuberlicher Morgentoilette, mit einem Lichte. Sie theilte mir holdselig lächelnd mit, daß der Hausknecht sie geweckt habe, und sie fragte mich, ob ich unwohl sei. Ich klärte das Mißverständniß auf, und die theilnahmvolle junge Dame verabschiedete sich von uns mit dem Wunsche einer guten Nacht. Mein Stubengenosse erfüllte diesen Wunsch denn auch mit großer Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit, aber um meine Nachtruhe war es nun einmal geschehen.

Die dritte Morgenstunde mochte hereingebrochen sein, und der lange Maitag dämmerte schon im Osten all=

mählich herauf. Mit großer Bedächtigkeit zog ich mich an, packte meine Siebensachen zusammen, schob einen großen Stuhl auf den Balkon und erwartete da in halbwachem Zustande, gewohnheitsmäßig meine Cigarette rauchend, das Erwachen der Stadt.

Schon bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne belebte sich die große Straße, in der unser Gasthof lag. Es war wohl Markttag. In primitiven Leiterwagen, zu Pferd, zu Esel und zu Fuß kamen in buntem, mannigfaltigem, unendlichem Zuge allerlei Leute mit allerhand Waaren an mir vorüber. Die Händler und Händlerinnen gehörten nach der Verschiedenheit des Schnitts und der Farben ihrer Trachten allen möglichen Völkern an. Außer den Serben sah ich Bulgaren mit ihren schwarzgestickten, braunen Jacken und weißen Mänteln, Montenegriner und Albanesen in ihrer reichgestickten, malerischen, hellen Kleidung, Türken und Juden im Kaftan, der bei den Juden fast immer mit Pelz verbrämt ist. All' diese Gestalten hatten ein merkwürdig charakteristisches, für unser nordisches Auge höchst fesselndes Aussehen, namentlich unter den Viehtreibern waren einige ganz herrliche Erscheinungen. Ich sehe ihn noch vor mir, den kaffeebraunen, alten Türken mit langem, weißem Vollbart, der ein Lamm als Cachenez um den

Hals trug, so daß der weichwollene Bauch des Thieres sich gemächlich an seinen Hinterkopf lehnte, während er in seinen beiden Händen die Füße des ahnungslosen Geschöpfes hielt. Blöde und vergnügt blickte das Lamm um sich; es schien ihm in seiner bequemen Lage und bei der gleichmäßig schaukelnden Bewegung sehr wohl zu sein. Eine Stunde darauf wurde es geschlachtet.

III.

Von Nisch nach Saloniki.

Die Ueberschreitung der türkischen Grenze. — Opfer der Sündenböcke. — Ueskküb und Köprülü. — Ankunft in Saloniki. — Zu Gast bei Allatini.

Am frühen Morgen verließ unser Zug die malerische und interessante Stadt, an die ich trotz der unruhigen Nacht eine freundliche Erinnerung bewahrt habe.

Der Weg von Nisch über Saloniki führt uns durch eine wundervolle Landschaft. Serbien ist ein gesegnetes und schönes Land. Bald gleicht es einem blühenden Garten, bald hat es den wild romantischen Charakter des rauhen Hochgebirges mit schroffen Zerklüftungen und steinigen Engpässen; bald erfreut sich unser Blick an dem fruchtbaren, wohlbebauten Boden, bald starrt uns die unergiebige Dürre mit grauem Geröll und mächtigen Blöcken, auf denen nie ein Halm gewachsen ist, entgegen; an dieser Stelle glaubt man mitten im lachenden Thüringen zu sein, dann wieder erinnert die

majestätische Schönheit der Gegend an die Berge des Salzkammerguts und Tirols; hier durchfahren wir eine friedliche, liebliche Flußlandschaft mit anmuthigen Höhenzügen, die unwillkürlich an die Freundlichkeit unseres Rheines gemahnt, bis wir, wenn wir uns der türkischen Grenze nähern, die mächtigen Berge mit schneebedeckten Gipfeln aufragen sehen, die uns die Riesen des Berner Oberlandes in's Gedächtniß zurückrufen. Von besonders schöner Bildung ist der Ljubotrn, gegen 10 000 Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt.

Mit großem Jubel wird unser Zug an der türkischen Grenze empfangen. Die Locomotive hält noch auf serbischem Boden. Die türkische Regierung, die sich lange hat bitten lassen, um zur Anlage des Schienenstrangs, der die serbischen Bahnen mit den türkischen verbindet, ihre Zustimmung zu geben, hat ausdrücklich gefordert, daß die serbische Locomotive und die serbischen Wagen nicht etwa in das türkische Gebiet hineinsausen; denn das könnte ja so aussehen wie eine feindliche Invasion! Sie will auch den Schein einer solchen vermieden wissen, sie will vor aller Augen darthun, daß sie freiwillig und aus eigenster Machtvollkommenheit ihre Thore den Nachbarn geöffnet hat, und um das zu veranschaulichen, hat sie dem serbischen Zug einen türkischen

entgegengeschickt, der die vom Norden her kommenden Fremdlinge auf türkischem Gebiet gastfreundlich aufnehmen und nach dem türkischen Hafen von Saloniki geleiten wird. Die Reisenden sind deshalb genöthigt, mit Sack und Pack die Wagen zu verlassen und ihr Handgepäck über die türkische Grenze nach dem dort wartenden Zuge zu schleppen.

Es versteht sich, daß sich das wichtige Ereigniß der Bahneröffnung nicht ohne Feierlichkeit vollzieht. Die Leute aus der Nachbarschaft sind herbeigeströmt und begrüßen die Fremden mit lautem Zuruf. Die Ehrenwache der türkischen Soldaten, die da aufgestellt ist, präsentirt, die Musik spielt auf. Böllerschüsse werden nicht gelöst.

Der oberste Beamte des türkischen Eisenbahndepartements, Hayreddin Bey, und zwei Paschas, die Vertreter des Sultans, waren an die Grenze gekommen und mit den türkischen Herren auch die Häupter der bedeutendsten, an der neuen Bahn betheiligten Finanzhäuser aus Konstantinopel. Während die Würdenträger und Geschäftsfreunde ihre Grüße austauschten, hatte ich die unerwartete Freude, meinen langjährigen Mitredacteur an „Nord und Süd“, Julius Grosser, der augenblicklich als Vertreter der Kölnischen Zeitung in

Konstantinopel weilt, wiederzusehen. Er blieb während der folgenden Tage bis zur letzten Stunde meines Aufenthaltes in Konstantinopel mein unermüdlich gefälliger, liebenswürdiger und sachkundiger Begleiter. Der türkische Eisenbahnmann war ein sehr fideler, jovialer und gemüthlicher Herr, der vorzüglich französisch sprach und uns nun aufforderte, die symbolische Vereinigung der beiden Schienenstränge zu vollziehen. Es wurde in die zuletzt gelegte Schiene der letzte Nagel eingeschlagen. Ich glaube, es war die junge und schöne Frau Vitali, die, nachdem die Arbeiter kunstgerecht vollendet hatten, die sinnbildlichen drei Schläge that. Die Sache ging beinahe unbemerkt vorüber und erschien mir in der Erinnerung an die großartigen Feierlichkeiten des „last spike", an die Eintreibung des letzten Nagels in den gewaltigen Schienenstrang der Northern Pacific, der ich fünf Jahre vorher am Fuße des Felsengebirges beigewohnt hatte, unsagbar kleinlich und farblos.

Aber das barbarische Schauspiel, das nun zur religiösen Weihe der weltlichen Thatsache hier veranstaltet wurde, fesselte wider Willen meine Aufmerksamkeit. Allah hat nämlich mit den heidnischen Göttern und dem Jahve der alten Hebräer noch einen gewissen Zusammenhang bewahrt. Auch Er hat Wohlgefallen an der

„Speise Gottes mit süßem Geruch", wie Moses das Thieropfer nennt, und die Moslem haben noch heute die naive Auffassung, daß solche Gabe auf ihren Gott selbst einen angenehmen Eindruck mache, den Zorn des Höchsten abwende oder ihn geneigt stimme zur Erfüllung irdischer Bitten.

In einem kleinen Halbkreis stellten sich die türkischen Soldaten hart an der Grenze auf, neben ihnen die türkischen Würdenträger, die zur Feier herbeigekommen waren. Je zwei Soldaten hielten an den Hörnern vier schöne, starke, schwarze Widder, wie sie zu den Zeiten des seligen Homeros dem Poseidon geopfert zu werden pflegten. In die Mitte des Kreises trat nun der Geistliche, ein schwindsüchtig und schwächlich aussehender kleiner Mann mit einem gescheidten Gesichte, die Augen durch eine große Hornbrille mit dunklen Gläsern geschützt. Er streckte die beiden Hände von sich, die Handflächen nach oben, und die anderen Türken thaten dasselbe. In einem monotonen Singsang sprach er das Gebet, in dem nach jedem zehnten Worte das einzige mir verständliche türkische Wort „Allah", in welchem die Endsilbe betont wird und einen gutturalen Beilaut hat, wiederkehrte. Was der brave Mann gebetet hat, habe ich natürlich nicht verstanden, und es waren darüber zwei ganz ver-

schiedene Auffassungen verbreitet. Nach der einen hätte er recht wenig freundliche Sachen über die Fremden gesagt; nach der andern, wahrscheinlicheren Lesart hätte er nur den Segen Allahs herabgefleht auf das neue Unternehmen und zum höchsten Herrn gebetet, alles Unglück von der Bahn abzuwenden und es wegzuwaschen mit dem Blute der Sündenböcke, die geopfert werden sollten. Nach Schluß der kurzen Ansprache machte der Mann eine eigenthümliche Bewegung. Er fuhr mit den beiden Handflächen über das ganze Gesicht, als wolle er sich abtrocknen, und die anderen Rechtgläubigen machten dieselbe Bewegung. Darauf wurde der stärkste der Böcke von den Soldaten herangezerrt. Was nützte es dem armen Thier, daß seine starken Hörner mit schönem Zinnoberroth und mit goldenen Kringeln bemalt waren, und daß auch das mächtige Vließ mit Farbenklecksen gar lieblich betupft war! Man band ihm ein Tuch um das Maul, um es am Blöken zu verhindern. Einer der Soldaten nahm darauf ein langes, schmales Messer und durchschnitt dem armen Thier kunstgerecht und schnell den den Hals. Ich merkte an der Anstrengung, mit der er den tödtlichen Schnitt führte, daß es ihm nicht leicht wurde, die dicke Wolle mit dem scharfen Messer zu durchbringen. Ein dicker Blutstrom rann aus der klaffenden

Wunde auf den gelben Sand. Das Thier wurde bei Seite geschafft. Trotz des fest zugebundenen Mauls hörte man doch ein unheimliches Schnarchen und gurgelndes Röcheln. Dann kam der zweite an die Reihe. Aber ich hatte nun genug gesehen und wandte mich ab. Dem zweiten folgte der dritte. Den vierten Widder hatte ich leider nicht bemerkt. Ich glaubte, die Sache wäre vorüber. Als ich wieder auf die Stelle blickte, stand der vierte Bock breitbeinig vor der Blutlache, sah diese sehr nachdenklich an und schnupperte daran herum. Als auch diesem wieder das Maul verbunden wurde, entfernte ich mich mit meinem Begleiter. Die übrigen Abendländer theilten unsern Geschmack, und es blieben nur noch die Türken zurück.

Während die türkische Infanterie — die in ihrer äußern Erscheinung zwar etwas vernachlässigt aussah: nicht allzu sauber, mit verschiedenartiger, zum Theil recht mangelhafter Fußbekleidung, aber trotz alledem einen guten und tüchtigen Eindruck machte — das Gewehr präsentirte und auch die Berittenen, die ebenfalls recht martialisch und leistungsfähig dreinschauten, in einer etwas eigenthümlichen Weise salutirten, die Militärkapelle aufspielte und das Jubelgeschrei der herbeigeströmten Menge ertönte, setzte sich unser Zug wieder in Bewegung.

Das Stück Türkei, das wir nun von der serbischen Grenze bis zum Aegäischen Meer durchfuhren, steht an Naturschönheit und Eigenartigkeit der Städtephysiognomien hinter dem schönen Serbien nicht zurück.

Froh empfind ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir —

um der Wahrheit die Ehre zu geben: allerdings recht vernehmlich doch wohl nur die Mitwelt. Denn wenn wir auch wissen, daß wir jetzt das alte Macedonien durchsausen, so wird es uns doch schwer, uns zu vergegenwärtigen, daß hier vor zweiundzwanzig Jahrhunderten der junge Alexander den Bucephalus getummelt hat. Nichts gemahnt uns an die Größe der Vergangenheit. Die Ungröße der Gegenwart hingegen tritt uns überall in beredter, oft recht malerischer Gestalt entgegen. Wir machen hier schon im Fluge die Wahrnehmung, die sich später bei uns noch immer mehr und mehr befestigen wird, wie stark der Abstand ist zwischen der Wirkung, welche die Städte, so wie sie sich beim ersten Anblick unserm Auge darstellen, auf uns machen, und der katzenjämmerlichen Enttäuschung, die sich unser bemächtigt, wenn wir erst etwas genauer hineingeschaut haben. Die Städte der Türkei, die ich kennen gelernt habe, sind starke Blender. Mit einem merkwürdigen Feingefühle

für malerische Schönheit sind sie in herrlichen Lagen aufgebaut, sie haben eine eigenthümlich heitere und schöne Farbigkeit; die runden Kuppeln und spitzen Minarehs verleihen ihnen die reizvollsten und interessantesten Profile.

So bieten auch die beiden Hauptstationen, die wir nun berühren, Ueskük und Köprülü, unserm Auge das gefälligste Schauspiel dar. Namentlich Köprülü, das vom Wardar, in dessen Thal die Bahn bis Saloniki hinunterführt, durchschnitten wird, ist ein entzückendes Bild. Die Ufer des stattlichen Stromes steigen hier ziemlich steil auf, und zu beiden Seiten sind an den Berglehnen die Häuser wie Nester angebaut. Auch hier hat sich Alles, was Beine hat, auf dem Bahnhofe zu unserer Begrüßung zusammengefunden. Im oberen Stock des Stationsgebäudes sind alle Fenster von türkischen Frauen und Mädchen, die in doppelter und dreifacher Schicht übereinander liegen, dicht besetzt. Hier sehen wir diese züchtig Verschleierten zum ersten Mal in der Nähe. Unter ihnen sind einige sehr hübsche Mädchen, und gerade diese nehmen es mit der Verschleierung nicht allzu genau. Wenn sie auch mit ihrem bauschigen Gewande den Untertheil des Gesichtes verdecken, als ob sie an Zahnschmerzen litten, so haben sie doch garnichts dagegen einzuwenden, wenn der Wind die neidische Umhüllung ein

wenig lüftet und uns die Beruhigung giebt, daß da eigentlich gar nichts zu verbergen wäre. Sie nehmen es uns auch nicht weiter übel, daß wir sie etwas genauer ansehen, als man sonst junge Damen, die man nicht kennt, zu betrachten pflegt. Sie scheinen sogar offenbares Wohlgefallen daran zu haben, daß sie von den Fremden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gemustert werden, und lächeln uns freundlich zu. Und auch die gestrengen Herren Türken haben nichts dagegen; sie wissen ja, wie ungefährlich wir sind, und wissen, daß wir ihrer Beunruhigung in wenigen Minuten, wahrscheinlich auf immer, entrückt sein werden. Als unser Zug langsam über die Stadt hinwegfährt, blicken wir in die verlassenen engen, krummen Gassen, in denen sich thatsächlich nicht eine lebende Seele sehen läßt; und wir haben die Empfindung, daß es gewiß angenehmer ist, sich Köprülü in seiner herrlichen Lage an den Berglehnen des Wardar von außen anzusehen, als da zu wohnen.

Die Bahnstrecke bietet noch einen Punkt von besonderer landschaftlicher Schönheit: das sogenannte „Eiserne Thor", das freilich weniger großartig ist, als sein Namensvetter an der Donau. Hier quetscht sich der Wardar schäumend und brausend zwischen mächtige hart aneinander gerückte Felsblöcke von braunröthlich

grauer Färbung. Es dauert geraume Zeit, bis sich die Bahn aus der Stromenge zwischen den kahlen nackten Felsen herausarbeitet. Endlich tritt sie in die Ebene ein, die bis zum Aegäischen Meer und Saloniki hinabführt.

Die Ankunft in Saloniki machte auf uns Alle einen geradezu überwältigenden Eindruck. Schon eine halbe Meile vor der eigentlichen Station war die Bahnstrecke mit dichten Menschenhaufen auf beiden Seiten besetzt. Es war ein Geschrei, ein Schwenken mit Tüchern und ein Gestikuliren, wie ich es niemals erlebt habe. Und so ging es fort im brausenden Crescendo, bis unser Zug endlich am Bahnhof hielt, wo es sich zu einem geradezu ohrenzerreißendem Fortissimo steigerte. Ein Geschrei, ein Gedränge, das aller Beschreibung spottet: Man hat die Zahl der Schaulustigen, die sich auf dem Bahnhof und um den Bahnhof versammelt hatten, auf dreißig- bis vierzigtausend angegeben, und ich glaube nicht, daß diese Zahl übertrieben ist. Wenn man nun bedenkt, daß von diesen Dreißigtausend zum Mindesten Fünfundzwanzigtausend Juden waren, die aus Spanien kommen und im Orient ihre Heimat gefunden haben, so kann man sich aus der Multiplicirung dieser drei Lebhaftigkeiten vorstellen, was jene fünfundzwanzig-

bis dreißigtausend Menschen in ihrer Begeisterung an Leistungen der Lunge und Kehle und an Beweglichkeit der Gliedmaßen zu vollführen vermochten.

Es war am Abend des Sabbath. In ihren schönen, sauberen, festlichen Gewändern, die zum Theil sehr reich waren, machten die kräftigen Gestalten mit ihren interessanten und schönen Gesichtern einen ganz herrlichen Eindruck. In dem undurchdringlichen Gewühl währte es geraume Zeit, bis die Fremden, denen hundert unerbetene Helfer beispringen wollten, aus dem chaotischen Durcheinander im Gepäckwagen ihre Habseligkeiten herausfinden und in den bereitstehenden Wagen durch die lebendige Mauer der Schaulustigen zu ihrer Herberge gebracht werden konnten. Das Dunkel war schon hereingebrochen, und die ersten Laternen wurden angezündet, als wir über das holprige Pflaster unter dem ewigen, entsetzlichen Schrei des Kutschers: „Guarda! Guarda!“ in den engen Gassen von Saloniki die Volksmenge durchbrochen hatten und vor dem Vorhofe eines stattlichen Palastes hielten.

Es ist keineswegs gleichgültig, ob man ein Schauspiel von einer dunklen Ecke eines vollgepfropften Stehparterres aus betrachtet, oder ob man es in aller Bequemlichkeit von einem guten Polsterstuhl einer Loge

aus sich ansieht. Ich war durch meinen Freund aus Belgrad, den Director der Regie, an das Haus Allatini empfohlen worden und hatte von diesem eine Einladung erhalten. Ich wußte zunächst nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber ich merkte es allerdings, sobald ich den Fuß über die Schwelle des Hauses gesetzt hatte. Die Allatini sind die Fürsten von Saloniki. An Reichthum und Bedeutung dieses großartigen, orientalischen Geschäftshauses kommt den Allatini nur noch ein Haus gleich: das Haus Modiano. Der Besitz des Hauses Modiano soll sogar noch größer sein, aber es erfreut sich keineswegs der allgemeinen Beliebtheit und des hohen Ansehens der Allatini, die in allen gemeinnützigen Unternehmungen und in allen Werken der Wohlthätigkeit in vorderster Reihe stehen. Durchschlendert man das interessante Saloniki, sieht man irgendwo ein palastartiges Wohngebäude, ein mächtiges Geschäftshaus, große Waarenspeicher und Magazine, und fragt man nach dem Besitzer, so erhält man unweigerlich zur Antwort: „Allatini" oder „Modiano", „Modiano" oder „Allatini". Die Gastlichkeit, mit welcher die Familie Allatini und die verschwägerte Familie Fernandez meine vom Glück ebenso bevorzugten Reisegefährten und mich aufgenommen haben, spottet jeder Beschreibung.

Der Vorhof zu dem Palais, in dem sich die Mitglieder der Familie zur Begrüßung ihrer Gäste versammelt hatten, war mit zahlreichen tragbaren Kandelabern, die in mächtigen Ständern auf allen Theilen des Hofes aufgepflanzt waren, und deren jeder sechs Wachskerzen trug, taghell beleuchtet. Am Eingang empfing uns eine Schaar von Dienern, die uns unser Handgepäck abnahmen und dann bei Seite traten, um unserer weiteren Befehle zu harren. Es waren Albanesen in ihrer merkwürdig kleidsamen Tracht, mit der Fustanella angethan, — jenem eigenartigen Schurz aus steifgestärkten, gefältelten weißen Linnen, der von der Hüfte bis zu den Knieen reicht und an das Röckchen einer Ballerina erinnert. Es waren auffallend schöne, schlank gewachsene breitschultrige Männer, und alle trugen in dem reichgestickten Ledergurt, der ihnen zugleich als Tasche diente, kunstvoll gearbeitete Waffen: Pistolen, Dolch, kurzes Schwert. Auf diesen Waffenschmuck schienen sie besonders stolz zu sein; sie gestatteten uns die nähere Besichtigung der damascirten Läufer, Klingen und Griffe mit sichtlichem Vergnügen. Ueber dem Ueberkleide, das die Brust bedeckt, tragen sie noch eine halb offene, mit reichsten Goldstickereien verzierte Sammetjacke, von der an den Ansätze der Schultern

an Stelle der Aermel offene Gehänge, ebenfalls aus Sammet und mit reichster Goldstickerei ganz bedeckt, herabfallen. Die Gamaschen, die gleichfalls reich gestickt sind, gehen beinahe bis zum Knie hinauf. Die Kopfbekleidung bildet das allgemein übliche Fez.

Die jungen Herren Allatini und Fernandez, die zu meinem Bedauern die schöne, kleidsame Tracht ihrer Väter: den buntfarbigen Kaftan mit Fuchspelzbesatz, abgelegt und mit der langweiligen fränkischen Tracht vertauscht haben, führten uns über eine breite, mit auffallend schönen alten Teppichen belegte Treppe zu dem glänzend beleuchteten Festsaale im oberen Stock. Da erwarteten uns die Damen des Hauses, in der Mitte die würdige Matrone mit schneeweißem, glatt gescheiteltem Haar, einem vornehmen, edel geschnittenen Gesicht von ernstem und gütigem Ausdruck, in einer Haltung, für die ich kein bezeichnenderes Beiwort finde als: feierlich, einer Königin vergleichbar, umgeben von ihren anmuthigen Töchtern und Schwiegertöchtern. Sie Alle waren wegen eines Todesfalls, der kürzlich die Familie Allatini betroffen hatte, in tiefste Trauer gehüllt. Diese feierliche Begrüßung, dic zugleich eine sehr herzliche war, war wahrhaft imposant.

Während wir noch die uns zum Willkomm darge-

streckten Hände drückten, bot uns schon ein arnautischer Diener, der sich auch im Salon seines Waffenschmucks nicht entledigt hatte, auf einem silbernen Teller in krystallener Schaale eine klebrige Süßigkeit an. Mein Nachbar, der die Sitten des Orients besser kannte — es war unser Gesandter in Serbien, Graf Bray — nahm einen Löffel voll in den Mund und spülte die auf der Zunge haftende, unglaublich süße Masse mit Wasser hinunter. Ich beobachtete ihn genau und machte es gerade wie er. Es schmeckte gar nicht schlecht. Es waren in Zucker eingekochte Früchte, deren ursprüngliches Wesen ich vor lauter Süßigkeit nicht mehr erkennen konnte. Unmittelbar darauf wurde uns der sehr wohlschmeckende türkische Kaffee mit Cigaretten gereicht. Auch mit diesem Kaffee wird, wie mit der Süßigkeit, der unkundige Laie nicht ohne Weiteres fertig; es gehört vielmehr eine gewisse Gewandtheit dazu, um ihn kunstgerecht mit Genuß zu schlürfen. Die kleine Schaale Kaffee war bald geleert und nach wenigen Minuten wurden wir entlassen.

Wir waren vom frühen Morgen unterwegs gewesen, hatten viel Staub geschluckt, und bei uns Allen machte sich das Bedürfniß einer gründlichen Reinigung in herrischer Weise geltend. Unten erwarteten uns die Diener, die einen mit unserm Handgepäck, die anderen

mit Laternen, und führten uns über die Straße in ein wenige Schritte von dem Allatini'schen Palais gelegenes, ebenfalls fürstlich eingerichtetes Haus, in dem die Zimmer für uns bereit waren. Und was waren das für Zimmer, und wie waren sie hergerichtet!

Die zahlreichen Gastzimmer waren für den Empfang des Besuchs aus dem Abendlande offenbar von Grund auf neu in Stand gesetzt. Hätten sie nicht den Eindruck der größten Behaglichkeit gemacht, so würde man geglaubt haben, daß sie nie zuvor bewohnt gewesen seien. Die kostbaren Bezüge der Polstermöbel, die prachtvollen, orientalischen Stoffe der Vorhänge und Portièren, Alles das war funkelnagelneu; aber es wirkte in seiner feinen Farbenabtönung und in Verbindung mit den alten, herrlichen Teppichen, die den Boden bedeckten und auch als Wandschmuck angebracht waren, so vertraulich und gemüthlich, wie ein wohlbekannter, oft betretener Raum. Die liebevolle Aufmerksamkeit der Wirthe hatte Alles vorbedacht, was dem Gaste irgendwie angenehm sein konnte. Die Flacons auf dem Toilettentisch waren mit allen Wohlgerüchen Arabiens gefüllt, auf dem Tische standen eingemachte Früchte, Eiswasser, Wein, Zucker, Cigaretten in allen Formaten, auf dem Schreibtisch lagen Briefbogen und Umschläge in allen Größen, Federn,

Bleistifte u. s. w. Ein wohlgeschulter, discreter Diener erfüllte vorahnend jeden Wunsch, den man irgend hegen konnte. Kurzum, wir fanden eine Gastlichkeit, wie sie großartiger und liebenswürdiger die kühnste Einbildungskraft nicht ersinnen konnte. Daß ich unter solchen Bedingungen die Menschen und Dinge in Saloniki unwillkürlich in einem rosigen Lichte betrachtet habe, wird man begreiflich finden.

IV.

In Saloniki.

Bei Colombo. — Die Damenkapelle. — Der Olymp, Ossa und Pelion. — Ein Blick auf die Stadt. — Die Gefangenen auf dem Blutthurm. — Der Triumphbogen.

Zu vorgerückter Abendstunde war im Hotel Colombo ein großes Festbankett angesetzt, dem die obersten türkischen Würdenträger mit dem Militärgouverneur der Provinz an der Spitze beiwohnen sollten. Ein albanesischer Diener, eine herkulische Gestalt, dessen schneeig weiße gefältelte Fustanella und goldgestickte Jacke immer wieder meine Blicke auf sich lenkten, schritt mit der Laterne in der Hand vor mir her und führte mich in's Hotel. Alle Allatini'schen Gäste wurden auf diese Weise von Fackelträgern nach dem Festlocale geleitet. Heute waren diese Albanesen wohl nur eine Ehrenescorte; denn die Straßen waren hell, aus allen Fenstern der dicht aneinander gerückten Häuser fluthete das Licht auf die Gassen, und zum Ueberfluß brannten auch noch die wenigen Laternen.

Der Festsaal im Hotel Colombo war sehr reich, wenn auch nicht sehr geschmackvoll geschmückt, und bei der großen Anzahl der Gäste, die unbedingt unterzubringen waren, mußten die Tischgenossen sehr dicht aneinander rücken. Nach dem ersten Gange wurde an's Glas geklopft, und ich hörte eine erste Rede, die allen meinen Erwartungen entsprach. Ich konnte mir die Fortsetzung denken. Und da ich schon in meinem Leben mancher Festlichkeit beigewohnt habe, da mir goldstarrende Uniformen, schwarze Fräcke und weiße Binden, Orden und breite seidene Bänder gerade kein ungewohnter Anblick sind, die Hitze aber unerträglich wurde und ich das beruhigende Gefühl hatte, daß ich gewiß nicht vermißt werden würde, schlich ich mich, während der Redner von diesem neuen Siege der Humanität und Cultur sprach, unauffällig von dannen.

Im Garten des Hotels, in dem sich eine zahlreiche Gesellschaft der Bewohner von Saloniki zusammengefunden hatte, war es wundervoll frisch und balsamisch. Es war eine ganz herrliche Nacht. Es dauerte auch gar nicht lange, so folgten verschiedene andere gute Leute dem bösen Beispiel, daß ich ihnen gegeben hatte. Wir setzten uns unter Gottes freiem Himmel an einem runden Tisch zusammen und tranken gutes Bier. Die Vorträge

einer Damenkapelle störten uns nicht weiter. Ein Ortskundiger rühmte die Tugend dieser Mädchen, und wir glaubten ihm willig, als wir dieselben näher betrachtet hatten. Sie spielten und sangen verschiedene Stücke aus „Fatinitza", „Gasparone", „Lustige Krieg" u. s. w. und zwar mit der rührendsten Temperamentlosigkeit und Steifheit. Ich machte eine Wette, daß unter sechs der musicirenden jungen Mädchen wenigstens vier aus Preßnitz seien, und ich gewann sie großartig: alle sechs, die wir befragten, waren aus Preßnitz — aus jenem unheimlichen Städtchen, das die ganze Welt mit böhmischen Musikanten und Musikantinnen versorgt.

Gegen ein Uhr Morgens merkte ich doch allmählich, daß ich in der vergangenen Nacht in Nisch kein Auge geschlossen und einen aufregenden, anstrengenden, schönen vollen Tag hinter mir hatte. Würdig und schweigsam wie immer geleitete mich mein Albanese, den ich ganz vergessen hatte, der aber in dem Augenblick, als ich mich nach ihm umsah, wie aus einer Versenkung aufgestiegen vor mir erschien, durch die nun still und leer gewordenen krummen und engen Gassen nach Hause. Da übergab er mich wohlbehalten dem geschickten und ruhigen Manne, der mir eigens zur Dienstleistung beigegeben war, und dieser führte mich in mein hell er-

leuchtetes Schlafzimmer, in dem die Fenster noch weit offen standen, und in das die wundervolle Luft der frischen Nacht hereindrang. Er empfahl sich, nachdem ich ihn verabschiedet hatte, mit dem Wunsche einer guten Nacht, und dieser Wunsch wurde in großartigster Weise erfüllt. So müde ich war, ich blieb doch wohl noch eine Stunde an dem breiten Fenster sitzen, durch das vom Meere her die köstlichste Luft wehte. Ich dachte unwillkürlich an das Bild, das Heinrich von Kleist für eine frische balsamische Sommernacht in zweien seiner schönsten Dramen gebraucht:

Und weil die Nacht so wohlig mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,
Ach, wie den Bräutigam die Perserbraut . . .

Ja, es war eine unvergleichliche, würzige, blonde Nacht. Alles ringsum lag in mattem Mondeslichte wie in einen silbernen Schleier gehüllt, kaum erkennbar, lautlos vor mir. Von Zeit zu Zeit hörte ich jedoch ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklopfen auf das Pflaster, wie mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder und wieder und merkte nun, daß es der orientalische Nachtwächter war, der durch das Aufklopfen mit seinem metallbeschlagenen Stocke schallend verkündete, wie gewissenhaft er seines Amtes

walte. Bei uns ist das Tuten und Pfeifen der Nachtwächter mit der Zeit abgeschafft worden, weil man sich wohl überzeugt haben mag, daß diese nächtlichen Ruhestörungen von Amts wegen keinen andern Zweck haben, als die Diebe zu benachrichtigen, daß Gefahr im Anzuge ist, und den friedlichen Schläfer in unliebsamer Weise zu wecken. Im Orient aber klopfen die Wächter noch immer mit ihren Stöcken auf die Steine, und der weithin dröhnende Schall dieses Aufklopfens hat mich namentlich in Konstantinopel oft in meiner Ruhe gestört. Aber alle Bemühungen des Wächters von Saloniki, mich wach zu erhalten, waren vergeblich. Ich schlief, sobald ich die Kerze gelöscht hatte, fest ein und entschädigte mich reichlich für alle Mühseligkeiten und Qualen, die ich in Nisch hatte erdulden müssen.

Als ich am andern Morgen erwachte, traute ich meinen Augen kaum. Von meinem Bett aus hatte ich den schönsten Anblick, den man haben konnte. Vor mir die breite tiefblaue Wasserfläche des Aegäischen Meeres und im Hintergrunde in wunderbarster Beleuchtung die herrlichen Berge Thessaliens: der alte Olymp, und zu den Füßen des ehrwürdigen, seltsam schönen Berges in wunderlichen Umrißlinien Ossa und Pelion; zwischen diesen und dem Olymp ein dunkler Einschnitt: das Thal

Tempe. Wenn man den herrlichen Olymp von Saloniki aus sieht, so begreift man, daß das vom regsten Schönheitsgefühl durchdrungene Volk der Griechen gerade diesen als den Sitz der unsterblichen Götter auserkoren hat. Der arme Olymp hat unter der hellenischen Götterdämmerung schwer zu leiden gehabt. Jetzt haust in den malerischen Schluchten das verworfenste Gesindel der Welt. Die verwegensten Räuberbanden haben da ihre Zuflucht gefunden, und allen Fremden, die das natürliche Verlangen hegen, sich die verlassene Wohnstätte der Olympier einmal in der Nähe zu besehen, wird dringend von der Besteigung des Berges abgerathen. Mit Würde trägt man das Unvermeidliche und seufzt:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!"

Ja, ganz anders! Aber schön ist es auch heute noch in Saloniki und wunderherrlich der Blick von der Stadt auf das Meer und die thessalischen Berge, und vom Meer der Blick auf die großartige Stadt.

In einem mächtigen Dreieck steigt Saloniki vom Meere am Berge auf. Ein großer Theil der alten,

gewaltigen, ausgezackten Stadtmauer, die die Stadt umschließt, ist noch erhalten. Im untern Theile der Stadt, der von den Wellen des Aegäischen Meeres gebadet wird, ist von dieser Mauer freilich nicht mehr viel zu sehen. Da ist sie zerfallen, vielleicht auch aus Handelszwecken zum großen Theil niedergelegt worden. Auf der mittleren und vollen Höhe des Berges aber ist sie noch in leidlichem Zustande. Sie führt hinauf zu der mächtigen Citadelle, die die ganze Stadt beherrscht, und die mit ihren breiten, viereckigen, kannelirten Thürmen der Gesammtheit des Städtebildes eine sehr schöne Krönung giebt. Die Citadelle bildet die oberste Spitze des großen Dreiecks. In farbigem, reizvollem Durcheinander klimmen die hellen Häuser in pittoresker Willkür zur Höhe hinan. Zwischen den in der Sonne funkelnden Bauten von Menschenhand, aus denen die herrlich wirkenden, schmalen und hohen Thürme, die Minarehs, mit ihren Spitzen wie Pfeile aufschießen, ragen ernst und schön die tiefgrünen, fast schwarz wirkenden Cypressen auf. Dieses farbige Gewirr von hellen Baulichkeiten, die man freilich nicht in der Nähe betrachten soll, mit den kecken blendend weißen Strichen und den dunkelgrünen Tupfen — den Minarehs und den Cypressen — über dem tiefblauen Meere und unter dem tiefblauen

Himmel, hat für das Auge des Nordländers, das sich in dem farbendürftigen Grau der Heimat zur Genügsamkeit geschult hat, etwas wahrhaft Berauschendes.

Die Hafenstraßen sind ungemein belebt. Da sind mächtige Speicher und Waarenschuppen, Kaufhäuser und Vergnügungsstätten, Kaffeehäuser und Singspielhallen ꝛc. Da hat sich auch ein neues vornehmes Stadtviertel gebildet. Am Meere haben inmitten schöner Parkanlagen die begütertsten Bewohner von Saloniki ihre Landhäuser erbaut. Da weht diesen bevorzugten Sterblichen, wenn es in der Stadt zu heiß und dunstig wird — und in den heißen Monaten soll es, wenn der Wind vom Lande kommt, fast unerträglich sein —, das Meer Kühlung und Frische zu. Da steht auch, weithin sichtbar, der früher rothgestrichene, jetzt weißgetünchte, gewaltige, runde Genueser Thurm, von seiner früheren Farbe „Blutthurm“ geheißen, der jetzt als Gefängniß dient. Ein schöner gelegenes Gefängniß mag es in der gesammten Welt nicht geben, und die dort Gefangenen führen, wenn der Schein nicht trügt, ein wahrhaft beneidenswerthes Dasein. Oben auf der Zinne des Thurmes, zwischen den Kannelirungen, saßen, hockten und standen sie da, von unten ganz deutlich erkenntlich, in jenen unwillkürlich malerischen Stellungen, die den

Orientalen eigenthümlich sind, die einen mit übergeschlagenen Beinen, andere sich an die Mauer lehnend, wieder andere den Kopf stützend — wie eine gestellte Gruppe, unter dem herrlichsten Himmel, und ließen wohlgemuth ihre Blicke schweifen über das einzige Schauspiel, das sich ihnen darbietet: über die terassenförmig aufsteigende Hügelstadt, über das blaue Meer und die thessalischen Berge. Sie arbeiteten nicht und unterhielten sich in größter Gemüthlichkeit. Ich setzte voraus, daß es nur leichte Verbrecher seien, die da eingesperrt werden. Mein Begleiter aber belehrte mich, daß dort nur Mörder untergebracht würden. Vielleicht verhält es sich aber auch mit diesen Gefangenen wie mit so vielen Dingen und Persönlichkeiten des Orients: man darf nicht zu genau hinsehen, wenn man den günstigen Eindruck, den der erste Anblick gewährt, nicht einbüßen will.

Die Hauptverkehrsader von Saloniki bildet ein Theil der weltgeschichtlichen Landstraße Via Egnatia, die vom Bosporus aus längs des Marmara- und Aegäischen Meeres zum Adratischen und Jonischen führt, und die im Alterthum zur Zeit der macedonischen Eroberungsfeldzüge und der Perserkriege eine hochbedeutende Rolle gespielt hat. In Saloniki gemahnt heute nur noch ein Denkmal an die uralte Wichtigkeit

dieses Weltwegs: der Triumphbogen des Konstantin. Noch ist der Bogen erhalten, wenn auch der obere Theil schon bedenklich vom Zahne der Zeit angenagt ist. Zwischen den Ritzen der ziemlich groben und sorglos gefügten Ziegel wuchert das Unkraut. Die beiden mächtigen Pfeiler sind in der Höhe von etwa zwanzig Fuß mit Marmortafeln bekleidet, in vier ungefähr gleich hohen Gliederungen, die durch wulstartige Voluten von einander geschieden sind. Diese Marmorplatten stellen in Reliefarbeit einen Triumphzug dar. Sie sind aber so beschädigt und verstümmelt, daß über deren künstlerischen Werth oder Unwerth kaum noch ein Urtheil möglich ist. Jedenfalls gewähren sie dem Auge kein künstlerisches Behagen mehr. Man erkennt freilich noch einzelne Gestalten ganz deutlich: an den vorspringenden Ecken weibliche Gestalten, die wohl Kränze geworfen haben, Züge von Reitern, Pferde, Kameele, Elephanten, auch jubelndes Volk; aber alle diese Figuren sind jämmerlich zugerichtet.

Von sonstigen Denkmälern Salonikis will ich schweigen. Erwähnenswerth erscheint mir vor Allem, daß die verhältnißmäßig ungemein starke jüdische Gemeinde, von der ich noch sprechen werde, keine Synagoge besitzt, die durch besondere Pracht oder architektonische Bedeutung auffiele. Aus dem Alterthum ist gewiß noch

mancherlei, wenn auch in argem Zustande, vorhanden, das der archäologischen Forschung vielleicht eine sehr dankbare Aufgabe stellen würde. Was die späteren Zeiten und unsere Tage Monumentales in Saloniki geschaffen haben, ist nicht sehr erheblich. Am auffälligsten sind die zahlreichen Moskeen, die zum großen Theil früher dem christlichen Gottesdienst geweiht waren und in der üblichen rücksichtslosen, ja rohen Weise für die Zwecke des Islam hergerichtet sind — alles, was an die Kreuzform gemahnt, ist vernichtet, die Mosaik- und Wandmalereien sind übertüncht; pietätlos hat man im Innern gewirthschaftet und ohne irgendwelchen architektonischen Zusammenhang neben den Kuppelbauten die Minarehs wie steinerne Mäste aufgerichtet —, dann die große Baulichkeit der sogenannten Karawanserei, die jetzt eine namentlich von den Bulgaren besuchte Herberge geworden ist, aber auch viele Verkaufsläden hat, ferner aus der neuesten Zeit die großen Niederlagen für Waaren an der Hafenstraße, die langweiligen officiellen Bauten: Kasernen und Regierungsgebäude, und die zum Theil reizenden Villen in den herrlichen Parks und Gärten an den östlichen Ausläufern der neuen Vorstadt, die sich am Meere entlangzieht. Das wäre wohl Alles, und gewiß würde Einzelnes davon eine eingehende

Schilderung rechtfertigen; aber es liegt mir, wie ich gar nicht scharf genug hervorheben kann, ganz außerordentlich fern, eine sachlich anspruchsvolle Schilderung der Denk- und Sehenswürdigkeiten schreiben zu wollen; ich will eben nur die Eindrücke wiederzugeben suchen, die ich bei meiner schnellen Fahrt durch den Orient gewonnen habe; und unter diesen Umständen, die es mir nicht gestatteten, ernsthaft zu prüfen und zu ergründen, ist es ganz begreiflich, daß das Persönliche stärker auf mich eingewirkt hat, als das Sachliche.

In meiner Erinnerung erscheint mir denn auch die merkwürdige uralte Stadt, eine der ältesten Stätten der Cultur, eigentlich kaum als etwas Anderes, denn als ein sonderbarer, ganz eigenartiger und überaus reizvoller Rahmen für die Menschen, die ich in den verwinkelten Gassen, auf der breiteren Hauptstraße und auf den schönen Quais am Meere gesehen habe. Eine malerischere Staffage ist kaum denkbar. Ob Mann, ob Weib, ob Kind, Jüngling oder Greis, ob sie in reiche, prachtvolle Stoffe gehüllt oder jämmerlich zerlumpt sind — all' diese verschiedenartigen Erscheinungen fesseln unsern Blick und entzücken unser Auge, sei es durch ihre seltsame Schönheit, sei es durch die charakteristische Eigenart auch in ihrer Häßlichkeit und durch die natürliche und ungewollte Anmuth in ihren Bewegungen und in ihrer Haltung.

V.

Die Leute von Saloniki.

Die Juden (Sefardim oder Spaniolen). — Ihr Aeußeres, ihre Beschäftigung, ihre wirthschaftliche Lage. — Tracht der spaniolischen Männer und Weiber. — Der Großrabbiner. — Die Dönmeh. — Das Straßenleben.

Die Angaben über die Einwohnerzahl von Saloniki schwanken erheblich. Bei der Unvollkommenheit der türkischen Einrichtungen ist niemals eine genaue oder auch nur ungefähr genaue Volkszählung vorgenommen worden. Mitte der siebziger Jahre wurde die Zahl der Bevölkerung auf etwa 100,000 angenommen. Das war wahrscheinlich zu wenig. Jetzt schätzt man die Einwohner von Saloniki auf 130,000 bis 140,000 Seelen. Von diesen rechnet man nur etwa 20,000 auf die Türken und ungefähr ebensoviel auf die Bulgaren und die anderen Balkanvölker. Dazu kommen noch etwa 10,000 europäische Christen, und alle Anderen, also zwischen 80,000 bis 90,000, sind Juden. Die Juden sind hier also in einer alle anderen Confessionen zusammengenommen

überwiegenden Mehrheit. Saloniki ist wohl die ansehnlichste Judenstadt der Welt und jedenfalls die jüdische Hauptstadt des Ostens. Ein gelehrter Kenner des Orients wollte die Stadt deshalb auch Samaria genannt wissen.

Schon in frühen Zeiten bestand in Saloniki, dem alten Thessalonike, eine ansehnliche jüdische Gemeinde. Diese erhielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die grausame Austreibung der Juden aus der Pyrenäenhalbinsel einen gewaltigen Zuwachs. Von den 300,000 Juden, die aus Spanien vertrieben wurden, wälzte sich ein großer Theil auf die europäische Türkei, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden, und das schön gelegene Saloniki bildete einen Knotenpunkt ihrer Ansiedlung im Osten. Die schon ansässige Judengemeinde ging allmählich in die Zuzügler aus dem Westen vollständig auf, nahm deren Sprache und Gebräuche an, und die jüdische Gemeinschaft in Saloniki ist seit Jahrhunderten eine einheitlich iberische. Die „Sefardim“ (Sefard bedeutet soviel wie: Pyrenäische Halbinsel) oder Spaniolen, wie wir sagen, hatten in ihrer alten spanischen und portugiesischen Heimat hervorragende Stellungen eingenommen. J. M. Jost erzählt in seiner „Geschichte des Judenthums und seiner Secten“, Leipzig 1859, daß diese Sefardim meist Abkömmlinge und sogar Häupter reicher und an=

gesehener Familien waren, theils Kaufleute, welche Seehandel trieben, theils Staatsmänner von umfassenden Kenntnissen und geschäftlicher Umsicht, theils Aerzte, theils Gelehrte von Ruf, welche an Hochschulen Lehrstühle bekleideten. Sie sprachen allesammt die spanische und die portugiesische Sprache, wie sie auf der Stufe der höheren Lebenskreise durchgebildet war, waren mit dem Schriftthum der Halbinsel vertraut und durften eine höhere gesellige Achtbarkeit und gewisse Vornehmheit in Anspruch nehmen. „Sie waren überaus betriebsam und hielten sich fern von Wucher und Trödel und jedem niedern Kram, so daß sie mit den unteren Volksklassen wenig in Berührung kamen. Ihre äußere Haltung war diesem Sinne gemäß, ihre bloße Erscheinung gab zu erkennen, daß sie nicht in Abgeschiedenheit erzogen waren."

Die Spaniolen in Saloniki haben bis auf den heutigen Tag sich die Eigenart ihrer Abkunft bewahrt. Sie sprechen und schreiben die Sprache ihrer Heimat, ein veraltetes, mit hebräischen Bestandtheilen versetztes Spanisch, das von den Spaniern unserer Tage ohne besondere Schwierigkeit verstanden wird. Ihr Aeußeres macht im Allgemeinen einen sehr guten Eindruck. Sie sind fleißig und arbeitsam und scheuen auch die schwersten körperlichen Anstrengungen nicht. Der Apostel Paulus

schrieb einst an die Bewohner von Saloniki, an die Thessalonicher: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.“ Die Spaniolen scheinen diese Mahnung an die christliche Gemeinde zu beherzigen, obwohl sie die Sache eigentlich gar nichts angeht. Sie sind die Lastträger, die Hafenarbeiter, die Kahnführer. Man findet unter ihnen Männer von herkulischer Körperkraft. Sie sind mit einem Wort die Handarbeiter und Handwerker, während die Griechen nur die leichteren Geschäfte betreiben, die Bulgaren hauptsächlich die Feldarbeiten besorgen, die Albanesen vorzugsweise als Galadiener den Reichthum des Hauses, in dem sie angestellt sind, repräsentiren und die Türken auch hier, wie überall, so viel wie möglich faulenzen. Die Spaniolen gelten als absolut zuverlässig, treu und redlich.

Zu großen Reichthümern haben es nur einige Wenige gebracht, die Großhändler und Bankiers Allatini und Modiano vor Allen. Auch die Zahl derer, die sich eines relativen Wohlstandes erfreuen, ist eine ziemlich kleine; die Meisten leben in großer Dürftigkeit. Daß die Juden in Saloniki trotz ihrer Verstandeskräfte, die gewiß nicht geringer sind als die ihrer Stammesgenossen in anderen Ländern, trotz ihrer körperlichen Ueberlegenheit, trotz ihrer unermüdlichen Thätigkeit und Tüchtig-

keit, im Allgemeinen ein recht kümmerliches Leben fristen, wird verschiedenen Umständen zugeschrieben; vor Allem der türkischen Mißregierung, der bisherigen Absperrung Salonikis von dem eigentlichen Weltverkehr, und dann auch dem überreichen Kindersegen der jüdischen Ehen.

Aber wenn es ihnen auch nicht allzu gut ergeht, sie machen doch im Gegensatz zu den schläfrigen und immer gelangweilt aussehenden Türken und zu den zurückhaltenden anderen Völkerstämmen der Balkanhalbinsel einen recht vergnügten und lustigen Eindruck. Mit einer Naivetät in der Zudringlichkeit und Neugier, die sich gar nicht beschreiben läßt, umdrängten sie uns, folgten uns auf Schritt und Tritt, erboten sich zu allerlei Liebesdiensten, die wir nicht begehrten, lachten vergnügt, wenn wir sie von uns wiesen, und nahmen es auch nicht übel, wenn ein mit den Sitten des Landes vertrauterer Glaubensgenosse ihnen einen gehörigen Puff oder eine Ohrfeige gab. Solche körperlich fühlbaren Aeußerungen des Unwillens wurden ohne besondere Erregung gegeben und ohne Erbitterung entgegengenommen. Am possirlichsten waren die jugendlichen Stiefelputzer, die uns straßenlang verfolgten und, sobald wir irgendwo unvorsichtigerweise den Schritt verlangsamten oder gar stehen blieben, mit ihren Brettchen vor

uns niederknieten, um den immer vergeblichen und immer erneuerten Versuch zu machen, die genügend blanken Stiefel doch noch zu putzen.

Die Männer sind fast durchweg stattliche Erscheinungen, und namentlich unter den Kindern und den Greisen findet man auffallend schöne Gesichter. Noch entzückender sind die kleinen Mädchen mit ihren schwermüthigen, wundervollen Augen, die reizend und scheu unter langen Wimpern aufblicken, — mit tiefbraunen und blauen Augen, blonde, goldige und schwarze Lockenköpfe. Die Mädchen heirathen sehr früh und verblühen schnell. In den Jahren, in welchen sich bei uns die Frauenschönheit zur vollsten Blüthe entfaltet, sind die Schönheiten unter den Jüdinnen in Saloniki sehr spärlich. Aber ich habe doch einige auffallende Ausnahmen gesehen: junge Frauen mit herrlichen, ausdrucksvollen Augen, edelgeschnittenen Nasen, frischen Lippen und von jener zauberhaften, in der That nur dem Orient eigenen topasartigen mattgelben Hautfarbe, ohne die wir uns eine Schöne des Morgenlandes gar nicht vorstellen können.

Im Gegensatz zu meinem Freunde Ludwig Pietsch, mit dem ich den unvergeßlichen Pfingsttag in Saloniki verbrachte, und dem ich in künstlerischen Fragen ganz

unbedingt mich unterordne, muß ich doch gestehen, daß mir auch die Tracht der Weiber durchaus nicht mißfallen hat, und daß ich bei der Betrachtung der Jüdinnen von Saloniki nicht, wie Pietsch, den Mangel des europäischen Corsets schmerzlich empfunden habe. Die Frauen tragen unterhalb des Busens und über der Hüfte einen breiten Gurt, der den ziemlich engen Rock hält. Vom obern Theil des Körpers sind Rücken, Schulter und Busen nur durch das Hemd oder etwa noch ein helles Busentuch bedeckt, während der Hals und der obere Theil der Brust unverhüllt bleibt. Die Frauen wirken also etwa wie Gestalten aus der Zeit des Directoriums, wie die „Merveilleuses" mit modernem herzförmigem Ausschnitt. Das Haupthaar ist völlig bedeckt durch einen gewöhnlich mit Stickereien, bisweilen auch mit Edelmetall verzierten Kopfschmuck von schreiend grüner Farbe, der sich dicht an die Kopfform anschließt und über den Rücken ähnlich wie ein großes Crapaud aus der Zopfzeit herabfällt. Ich will gern zugeben, daß diese Haarverhüllung die weibliche Schönheit nicht hebt, aber auch dieser viel verlästerte Kopfputz macht doch einen gewissen Eindruck, den ich nicht als unschön bezeichnen möchte.

Viel reicher ist die Tracht der Männer. Die

Männer der ärmeren Schichten, Handwerker, Händler, tragen gewöhnlich die breite, farbige Pluderhose, die bis unterhalb des Knies reicht und von dem breiten farbigen Shawl, der um die Hüften geschlungen, gehalten wird, über dem Hemd die kurze Jacke, Alles in bunten Farben, und auf dem Kopf entweder das Fez oder ein mehr oder minder künstlich geschlungenes buntes Kopftuch. Bei den vornehmeren und begüterteren Spaniolen, die die Tracht ihrer Väter noch nicht abgelegt haben, fällt die Pluderhose weg. Sie tragen ein langes Kleid, das bis auf die Knöchel reicht und aus grellfarbigem, bisweilen gestreiftem Seidenstoff gefertigt ist. Man sieht diese Männerkleider in allen möglichen Farben: in leuchtendem Goldgelb und weichem Himmelblau, auch in tiefem Scharlachroth. Auch dieses Kleid wird um die Hüfte von einem buntfarbigen breiten Shawl gegürtet. Ueber diesem Unterkleide tragen sie eine Jacke mit ziemlich breiten Aermeln, die nicht geschlossen ist, ebenfalls aus farbiger Seide, aber immer in einer andern Farbe, als das seidene Untergewand, und über dieser Kleidung den offenen Kaftan, ebenfalls in buntfarbiger Seide und mit Pelz besetzt. Dieser Ueberwurf wird auch von den Aermeren viel getragen, und an der Qualität des Pelzes erkennt der Kundige auf den ersten

Blick den ungefähren Vermögensstand des Besitzers. Der Fuchs liefert den gewöhnlichen Besatz. Bei den Vornehmeren ist das turbanartige Kopftuch seltener. Sie tragen fast allesammt das Fez.

An der Spitze der jüdischen Gemeinde in Saloniki steht der Großrabbiner, der mit sehr weitgehenden Machtbefugnissen ausgestattet ist und unter allen Bekennern des mosaischen Glaubens im Orient das höchste Ansehen genießt. In Konstantinopel und neuerdings, soviel ich weiß, in Sofia giebt es zwar auch Großrabbiner, die ideell an Macht und Würden dem von Saloniki gleichgestellt sind, in Wahrheit nimmt jedoch der jüdische Papst von Saloniki den hervorragendsten Rang ein. Wenn er von Rechts wegen eigentlich nur auf religiösem Gebiete der oberste Leiter und Ordner sein soll, so übt er thatsächlich auch auf die weltlichen Angelegenheiten einen mächtigen und bestimmenden Einfluß. In kleinen und sogar in sehr großen Streitfällen, und nicht blos zwischen den Juden, sondern auch zwischen Juden und Andersgläubigen, wenden sich die Parteien lieber an die Weisheit und Gerechtigkeit des Großrabbiners, als an die türkischen Gerichte, die ihres Amtes sehr saumselig walten, an die klagenden Parteien sehr bedeutende Geldansprüche stellen und schließlich wegen der Gerechtigkeit

ihres Urtheilspruchs noch stark angezweifelt werden. Die Entscheidung des hohen religiösen Schiedsmannes soll, wie man mir gesagt hat, unbedingt respectirt werden.

In Saloniki giebt es noch eine Secte, die aus den Spaniolen hervorgegangen ist. Die Anhänger werden Dönmeh, Mamini oder Dolmes genannt. Den Bemerkungen, die ich über diese eigenthümlichen Sectirer in den Mittheilungen aus dem Orient von Karl Braun, Julius Grosser u. s. w. gelesen habe, liegen die Angaben des gediegenen Kenners des Orients J. G. von Hahn zu Grunde. Demnach wäre die Secte im Jahre 1667 von dem gelehrten Rabbi Sabatai Sevi gestiftet worden. In der Geschichte des Judenthums von Jost wird der Stifter Schabbathai Zwi geschrieben und keineswegs als ein gelehrter Rabbi, sondern als ein halb verrückter Schwärmer und Fanatiker geschildert, der schon als kleiner Junge von acht Jahren Zeichen einer großen religiösen Ueberspanntheit gab, sich als kaum heranwachsender Jüngling für den Messias erklärte und 1659 in Saloniki als Messias einzog. Er war damals achtzehn Jahre alt. Er fand unter den Juden des Orients zahlreiche Anhänger. Im Herbst 1662 zählten die Anhänger Zwis über 75 000 Seelen. Die Bewegung, die Zwi angeregt hatte, erschien schließlich auch der türkischen

Regierung bedrohlich. Zwi stellte sich dem Sultan Muhamed IV. und antwortete auf die Frage des Sultans, ob er der Messias sei, daß seine Anhänger ihn als solchen erkannt hätten. Darauf sprach der Sultan: „Ich will Dein Messiaswesen prüfen. Es sollen drei vergiftete Pfeile auf Dich abgeschossen werden; wenn sie Dich nicht tödten, halte auch ich Dich für den Messias.“ Da erbebte Zwi. Der Dolmetsch gab ihm den guten Rath, er möge erklären, daß er die Juden zum Islam bekehren wolle. Und um der Gefahr des Todes zu entgehen, befolgte Zwi die Weisungen des Dolmetsch. Er nahm einem Hofbedienten den Turban ab und setzte ihn sich auf. Damit war der Sultan zufrieden, beschenkte ihn und gab ihm eine angesehene Stellung am Hofe. Viele Anhänger des Zwi traten nun auch, von der Noth gedrängt, zum Islam über; aber dieser Uebertritt war eben ein rein äußerlicher und erzwungener. Die Secte hat sich durch zwei Jahrhunderte behauptet. Sie hat auch in Deutschland vereinzelte Anhänger gezählt. In Saloniki hat sie bis auf den heutigen Tag eine gewisse Bedeutung beibehalten. Man beziffert die Zahl der Anhänger des Zwi noch immer auf 4000 Seelen. Aeußerlich bekennen sie sich zum Islam, sie besuchen von Zeit zu Zeit die Moskee, aber man glaubt, daß sie im

Geheimen Juden geblieben sind. Natürlich wollen die Juden nichts von ihnen wissen und die Muhamedaner auch nicht. Die Secte selbst ist noch in zwei Gruppen getheilt, die sich gegenseitig ebenfalls feindlich gegenüberstehen. Die Dolmes heirathen nur unter sich und zwar innerhalb ihrer eigenen Gruppe. Infolgedessen ist die Race körperlich heruntergekommen. Die jetzt noch lebenden Anhänger des Zwi sollen sich indessen durch besondere Gelehrsamkeit und geistige Tüchtigkeit auszeichnen.

In Saloniki lernte ich auch die ersten türkischen Straßen kennen, mit ihren unansehnlichen, langweiligen Häusern, deren Fenster ganz vergittert sind. Um das „Fensterln" ist es hier allerdings schlecht bestellt. Aber die Nachricht, daß auserlesene Fremde angekommen seien, hatte doch die vermummten Neugierigen an die kaum durchsichtigen Holzgitter herangelockt, und trotz aller erschwerenden Umstände schienen die verschmitzten Weiber, die hinter den Gittern gestikulirten und lachten, zu jedem Spaß aufgelegt zu sein.

Wir waren von alledem, was wir in Saloniki sahen, von diesem Farbengeflimmer, diesen verwunderlich schönen Erscheinungen wie berauscht. Und dabei dieser herrliche Himmel und diese goldene Sonne, und dieses Leben und Treiben auf der Straße, von dem wir uns

auch wenn wir Süditalien gesehen, doch nichts träumen lassen! Alles geschieht bei offener Thür und auf der Straße. Da wird gebacken, gebraten, gekocht, gehämmert und geschmiedet. Werkstatt, Laden und Schaufenster, Alles ist vereinigt. Alles ist entweder auf der Straße unter freiem Himmel oder wenigstens bei offener Thür. Und dabei dies Geschrei, dies Ausbieten der Waare! Es ist ein einziges Schauspiel. Alle unsere Nerven werden angespannt, und die Geruchsnerven nicht am wenigsten. Ich kannte den merkwürdigen, süßen, widerwärtigen und doch balsamischen Geruch, der in den engen Straßen Salonikis aus den Häusern drang. Ganz ähnlich roch es im Chinesenviertel von San Francisco, wenn auch da der Mohngeruch des Opiums stärker war. Hier war es ein merkwürdiger Mischmasch von peruanischem Balsam und Faulbaumblüthe, Exercierplatz und überfülltem Omnibus im Sommer und besonders von Hammelfett. Aber Alles das waren nur leise Vorgerüche; der richtige Orient sollte mir erst in den engen Straßen von Konstantinopel entgegenduften.

Durch den Umstand, daß Saloniki bisher von dem eigentlichen Weltverkehr so gut wie abgeschieden war, erklärt es sich, daß sich diese eigenthümliche Stadt den orientalischen Charakter viel reiner, vollkommener und

echter erhalten hat, als die anderen uns ohne besondere Mühe erreichbaren Städte des Ostens. Selbst die alte Türkenstadt in Konstantinopel, Stambul, wirkt viel europäischer als Saloniki; denn auch in Stambul sieht man mehr schwarze Röcke als orientalische Trachten. In Saloniki aber gehört der schwarze Rock noch zu den seltenen Ausnahmen. Die schöne Eigenart, die Saloniki bis zur Stunde sich noch bewahrt hat, wird freilich dem heftigen Ansturm vom Westen und Norden her nicht allzu lange mehr trotzen können. Unsere europäische Cultur besitzt ja leider eine widerwärtige Kraft des Uniformirens. Der neue Schienenweg, der Saloniki in unmittelbaren Zusammenhang mit den Hinterländern bringt, und der die so überaus interessante und sehenswerthe Stadt zu einem leicht erreichbaren Reiseziel für Touristen macht, wird in wirthschaftlicher Beziehung unzweifelhaft dem wichtigen Hafenplatze des Orients die größten Vortheile bringen. Aber dieser Nutzen wird nicht erreicht werden können, ohne dem besondern Gepräge der Stadt erheblich zu schaden. Ein serbisches Sprüchwort sagt: „Von Belgrad bis Saloniki braucht man hundert Brode.“ Jetzt würde ein genügsamer Mensch allenfalls mit zwei belegten Butterbroden durchkommen.

VI.

Von Saloniki nach Konstantinopel.

Auf dem Aegäischen Meer. — Die Dardanellen. — Einfahrt in das Goldene Horn vom Marmara-Meer. — Der erste Blick auf Konstantinopel im Morgennebel. — Stambul, Galata und Pera. — Die Dragoman.

Die Fahrt von Saloniki auf dem Aegäischen Meer durch die Dardanellen und das Marmara-Meer nach Konstantinopel gehört zu den angenehmsten und genußreichsten Seereisen, die man machen kann. Sie nimmt etwa vierzig Stunden in Anspruch. Wir hatten das wundervollste Wetter, einen sonnigen wolkenlosen Himmel. Das Meer war spiegelglatt und von einer geradezu unwahrscheinlich blauen Farbe, im wahren Sinne des Wortes ultramarin, übermeerblau.

Man hat während der Fahrt nicht eigentlich die Empfindung, eine Seereise zu machen, man glaubt vielmehr auf einem gewaltigen Strome von unvergleichlicher Schönheit dahinzudampfen. Das Festland verliert man wohl nie ganz aus den Augen.

Das schöne Saloniki, von dem wir uns entfernten, schien sich immer mehr und mehr zusammenzuschieben. Bald sahen wir nichts mehr als den weithin leuchtenden runden Thurm am Ufer, eine glänzende, unruhig bewegte Masse mit weißen Strichen, und schließlich entschwand das Ganze in grauem Nebel unseren Blicken. In den Nachmittags- und Abendstunden fuhren wir an den langgestreckten chalkidischen Halbinseln vorüber, an Kassandra und Longos. Vom Berg Athos, jener einzigen Ansiedlung von Mönchen — es sollen da einige zwanzig Klöster mit etwa 3000 Mönchen sein, und in den uralten Klöstern sollen die wichtigsten Urkunden für die byzantinische Geschichte verscharrt liegen —, konnten wir nichts mehr sehen, da inzwischen die Nacht hereingebrochen war. Imbros und Samothrake zeigen sich in den Frühstunden und am Vormittage des nächsten Tages: Imbros im grünen Schmuck der Bäume und im Grau der felsigen Berge, Samothrake in dem duftigen violetten Rosa des Morgenlichts wie in leuchtendem Dunste.

In den Mittagsstunden fahren wir in den Hellespont ein. Unweigerlich werden die Erinnerungen an Hero und Leander und an Lord Byron, der die schmale Wasserfläche durchschwommen hat, wachgerufen; und

ebenso unausbleiblich halten die Klügsten an Bord gediegene Vorträge über die Wichtigkeit der Dardanellen für die europäische Politik, über die bedeutsame Rolle, die sie schon gespielt haben und die sie voraussichtlich auch in Zukunft noch einmal spielen werden. Es thut einigermaßen Noth, sich hier die Zeit durch sinnige und lehrreiche Gespräche verkürzen zu lassen, denn der Weg durch die Dardanellen ist recht herzlich langweilig. Die sich eng aneinander drängenden Ufer sind auf der europäischen Seite gerade so reizlos wie auf der asiatischen. Auf der asiatischen Seite sieht man neben alten Befestigungen an der Hauptstation, wo auch der Dampfer hält, neue charakterlose Gebäude, aus ziemlich gutem Material hergestellt, deren kasernenartiges Ansehen darauf schließen läßt, daß sie zu militärischen oder behördlichen Zwecken dienen. Ich glaube, es sind die Behausungen des Gouverneurs und der Vertreter der europäischen Mächte.

Während unser Dampfer hält, schießen wie Raubvögel einige zwanzig schmale und schnelle Barken, die von zerlumpten Kerlen geschickt gerudert werden, auf unser Schiff zu. Die Bootführer drücken durch wilde unverständliche Schreie und lebhafte verständlichere Gestikulationen ihren Wunsch aus, die Reisenden möchten

doch aussteigen. Einige Passagiere können dem Wunsche, ihren Fuß auf den Boden Asiens zu setzen, auch nicht widerstehen und lassen sich durch das wilde Geschrei und Gezappel der Leute da unten zum Aussteigen verleiten. Die Unglücklichen werden von den Schiffern förmlich zerrissen. Ungeachtet aller Stöße und Püffe, die ihnen von den unwilligen Passagieren versetzt werden, reißen die Kahnführer die Neugierigen mit Gewalt an sich, und sobald sie einen oder mehrere glücklich im Kahne haben, schießen sie wie der Blitz davon, ohne auf deren besondere Wünsche irgendwelchen Werth zu legen. Ich sah hier zum ersten Mal, wie man im Orient mit menschlicher Waare umgeht, und hier frappirte es mich noch; später wunderte ich mich nicht mehr darüber.

Während die Vorwitzigen sich eine halbe Stunde von der Sonne am asiatischen Ufer schmoren ließen, erklommen alle möglichen Händler unser Schiff. Die Einen hatten Eßwaaren, die sie unter den Passagieren der zweiten Kajüte feilboten. Es befanden sich darunter seltsame Leckerbissen, unter Anderm sah ich einen ganzen Hammelkopf. Ich glaube, er war gepökelt. Er hatte eine schöne rosa-bräunliche Farbe. Das vom Tode gebrochene Auge und alle Zähne waren conservirt. Es

sah fürchterlich aus. Andere brachten Kunstgegenstände, zumeist plumpe Töpferarbeiten, die fast alle das Pferd von Troja darstellen. Aber das ewige Pferd war auch variirt, es gab auch Löwen von Troja, Enten von Troja, dumme, unbeholfene, rothe Dinger in alberner Gestalt, in schreienden Farben lasirt, mit unmotivirten Löchern. Man sagte mir, es seien Trinkgefäße; ich glaube es aber nicht; es gehört wenigstens eine besondere Geschicklichkeit dazu, in diese Gefäße eine Flüssigkeit zu füllen, ohne daß sie durch irgend eins der zahlreichen Löcher wieder herausläuft.

Am Abend war bei dem dämmerigen Lichte des Mondes auf Zwischendeck Tanz. Man sagte mir, es seien Bulgaren, die da tanzten. Es war eine komödienhafte Grazie, ein kokettes Wiegen des Oberkörpers und der Hüften. Die Tänzer duckten sich, sprangen, machten Stechschritte und hoben in schöner Rundung die Arme auf.

Es hatte etwas von spanischer Grandezza; aber es sah gar nicht volksthümlich aus, sondern wie ein schlechtes Ballet. Es fehlte die Naivetät, es war bewußt und anspruchsvoll. Die abscheuliche Musik mit ihren kurzen monotonen Phrasen, die sich immer wiederholten, von einem Dudelsack und einer Guitarre aus-

geführt, war dagegen unzweifelhaft echt und national, wenn auch durchaus nicht schön.

Die Reisegesellschaft bestand zum großen Theil aus den türkischen Würdenträgern und den Finanzfürsten, die zur Einweihung der Bahn nach Saloniki gekommen waren. Unser Dampfer „Oreto" gehörte einer neuerrichteten italienischen Linie an, und der Kapitain machte die erste Fahrt. Daher mochte es wohl kommen, daß er sich um die Reisenden ganz und gar nicht bekümmern konnte. Die Bedienung war im Gegensatz zu der Bedienung, wie ich sie auf anderen Schiffen immer gefunden habe, ziemlich unwillig, träge und unfreundlich, die Verpflegung geradezu abscheulich. Den Speisezettel der table d'hôte am ersten Mittag habe ich mir aufgehoben. Da gab es erst Suppe, dann Maccaroni, dann Wurst mit Oliven, dann Huhn mit Paradiesäpfeln, dann Fisch mit Citrone, Chocoladencrême mit Brodstückchen und Käse. Alles war schlecht. Auch die engen Kajüten mit den viel zu kurzen Betten ließen viel zu wünschen übrig. Aber mein Reisebegleiter Julius Grosser und ich, — wir schickten uns willig in das Unvermeidliche. Wir hofften für diese kleinen Beschwerlichkeiten durch das einzige Schauspiel, das uns der erste Anblick Konstantinopels und des Goldenen

Horns gewähren sollte, mehr als reichlich entschädigt zu werden.

Aber ein Philosoph aus dem Volke sagt: Es kommt immer anders als man denkt. Und der brave Mann hat Recht. Wozu soll ich beschönigen, was nicht zu beschönigen ist? Der einzige Anspruch, den diese flüchtigen Blätter machen, ist ja der der Wahrhaftigkeit, und ich würde die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, daß mich unter den besonders ungünstigen Umständen, die diesmal obwalteten, die Einfahrt vom dem Marmara-Meer in das Goldene Horn nicht enttäuscht hätte. Hätte der Capitain auf die Wünsche seiner Passagiere ein wenig Rücksicht genommen, so hätte er es mit Leichtigkeit so einrichten können, daß sich bei aufgehender Sonne der herrliche Anblick uns dargeboten hätte. Er hätte nur eine Stunde länger in der Dardanellenstation zu bleiben oder ein wenig langsamer zu fahren brauchen. Aber er war eben ein Neuling, und ihm war nichts daran gelegen, ob seine Passagiere befriedigt würden oder nicht.

Die Sonne war noch nicht einmal aufgegangen, als das unvergleichlichste und großartigste aller Städtebilder im grauen Dunste des Morgennebels kalt und freudlos vor uns auftauchte. Das Goldene Horn er-

heischt aber zur Rechtfertigung seines Namens die Mitwirkung der vergoldenden Sonne; und das belebende Licht fehlte. Während wir am Tage vorher den heitersten und blausten Himmel gehabt hatten, hingen jetzt graue dicke Wolken tief herab. Im Osten freilich zeigte sich ein helleres Licht, aber das Häusergewirr am Ufer des Marmara-Meeres, des Bosporus und des Goldenen Horns lag wie in einen grauen Sack verpackt vor uns. Wir mußten uns beträchtlich nähern, bevor wir das in der That einzige Bild, wenn auch noch immer unter ungünstigen Bedingungen, ungefähr überschauen konnten. Wir sahen da die zerrissenen Küsten mit den hochaufsteigenden Ufern, bedeckt mit Bauwerken wunderlicher Art, in der Wirkung zum Theil von unbeschreiblicher Herrlichkeit.

Wir umfahren die Serajspitze mit dem großartigen Palast und sehen hier zum ersten Mal ein Stück der alten Mauer. Aus all den Häusern, die die Höhe hinanklettern, thürmten sich gewaltig und in den schönsten Verhältnissen die machtvollen Riesenbauten der Moskeen auf, mit ihren mächtigen Kuppeln, die von kleinen Kuppeln umlagert sind, flankirt von den kühn, frei und leicht aufstrebenden Minarehs, die den schweren Steinmassen, die sie umlagern, Schwingen zu geben scheinen.

Erst hier empfindet man voll und ganz die Wirkung des Minarehs als eine Schöpfung des feinsten Kunstsinns. Vor Allem wird unser Blick durch die berühmte Agha Sofia gefesselt; aber auch die Moskeen der Sultanin Valide, Suleimanieh und wie sie alle heißen, entzücken unser Auge durch ihre architektonische Schönheit und ihre wunderbare Lage; sie thronen wie Herrscher, die Alles unterjochen. Während wir die Spitze umfahren, verschieben sie sich vor unserm Blick. Wäre es nur weniger neblig grau, wäre nur ein bischen goldige Sonne da, es müßte berauschend sein! Zu unserer Rechten, der Serajspitze gegenüber, sehen wir auf dem asiatischen Ufer in der Ferne Skutari liegen, jetzt kaum erkennbar, nur eine hellere Masse im Nebel, überragt vom schwärzlichen Grün eines mächtigen Cypressenhaines.

Wir fahren nun in das Goldene Horn ein. Zu unserer Linken liegt das alte Stambul mit den Palästen und Moskeen, von denen ich eben gesprochen habe, zu unserer Rechten sind die Stadtheile Galata in der Tiefe und Pera auf der Höhe. Zwei mächtige Brücken führen von Stambul nach Galata hinüber. Die neue Brücke, die erste, bildet eine der Hauptverkehrsadern. Da wogt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ein Leben und Treiben, das einzig

in seiner Art ist. Da überschaut man auch am besten die drei Städte Stambul, Galata und Pera, die den gemeinsamen Namen Konstantinopel führen.

Galata und Pera würden im Vergleich zu der überwältigenden Schönheit des alten Stambul ziemlich langweilig und reizlos ausschauen, wenn nicht der unbewußte Kunstsinn der Orientalen in Galata den gewaltigen runden Thurm aufgerichtet hätte, der sehr lebhaft an den von Saloniki erinnert, und der hier das Städtebild in ganz erstaunlicher Weise belebt und verschönt. Die Kuppeln und Spitzen der Moskeen fehlen, und das Häusergewirr, dessen steinige Gedrängtheit erfreuliche Abwechselung durch das tiefe Grün der zahlreichen Kirchhöfe erfährt, würde ohne jenen Genueser Thurm, der trotzig und stolz auf das Gehudel unter sich blickt, nüchtern und einförmig wirken. Galata scheint mir eine Art City zu sein. Da sind auch die größten Geschäfte. Pera wird fast ausschließlich von Europäern bewohnt. Da residiren die Vertreter der fremden Mächte, und auf der höchsten Spitze des Berges, auf dem Pera sich aufschichtet, steht das weithin sichtbare Palais der deutschen Botschaft. In diesem Stadtviertel befinden sich auch alle europäischen Gasthöfe. In dem alten und schönen Stambul wohnen wohl nur Türken und Orientalen.

Zu diesem Stambul mit seinen bewundernswerthen Aufragungen in Kuppeln und Spitzen schweift immer wieder der entzückte Blick hinüber, immer wieder zu den Moskeen, die jetzt, auf dem grauen Himmel, in ihrem gräulich weißen Marmor, von Zeit zu Zeit durch einen Sonnenhusch flüchtig vergoldet, in herrlicher malerischer Pracht wirken.

Unter fortwährendem Angstgebrüll der Dampfpfeife windet sich unser Schiff durch die zahllosen größeren und kleineren Dampfer, die unsern Weg kreuzen, und durch die schnellen, schlank und anmuthig gebauten Boote, die Kaiks, die vor uns vorüberschießen oder neben uns her getrieben werden. Als endlich unser Schiff den Anker herabläßt, drängen sich die Boote in ungezählter Menge, den Bedarf um das Doppelte und mehr übersteigend, hart an den schwarzen Leib unseres Dampfers.

Mit Lebensgefahr, in wahnsinniger Hast, mit Rempeln und Stößen suchen die Bootführer die schmale Schiffsbrücke zu erreichen, und unter beständigem Schreien und Gestikuliren klettern sie, gefolgt von dem Troß der Dragoman, zu uns herauf und stürzen nun wie hungrige Raben auf ihre Atzung. Wir müssen unser Handgepäck wie gegen einen fremden Feind vertheidigen, und es gehört eine nicht unbeträchtliche physische und seelische Stärke dazu, um sich vor dem Ungestüm dieser

Dienstfertigen zu bewahren und sich in diesem Ansturm das Recht der Selbstbestimmung nicht verkümmern zu lassen.

Alle Welt weiß, daß man unter „Dragoman" einen Commissionär oder Fremdenführer zu verstehen hat, der außer der türkischen und griechischen Sprache noch irgend eine andere Cultursprache, deutsch, französisch oder englisch, mehr oder minder gut spricht, und dessen der Fremde nicht wohl entbehren kann. Der Dragoman ist der stete, nothwendige, aber nicht sehr angenehme Begleiter des Fremden, der die Sehenswüdigkeiten der Stadt und der Umgegend in Augenschein nehmen oder in das Labyrinth des Bazars eindringen und mit den dortigen Händlern irgend einen Vertrag abschließen will. Es wäre eine kühne Behauptung, wollte man sagen, daß diese Leute absolut zuverlässig seien. Auf mich wenigstens hat es immer so gewirkt, als ob sie die Auslagen, die sie im Laufe des Tages machen, etwas reichlich berechneten und mit den Händlern im Bazar, denen sie die Fremden zuführen, geheime Abmachungen hätten, die eine für den Käufer nicht vortheilhafte Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Beiden, dem Verkäufer und dem Dragoman, herstellen. Ortskundige behaupten sogar mit voller Bestimmtheit, daß die Dragoman von den Verkäufern Procente beziehen, die je nach der Höhe der Uebertheuerung

bedrohlich zunehmen. Daß es in der großen Gilde auch durchaus ehrliche Makler geben mag, will ich keineswegs in Abrede stellen, aber im Großen und Ganzen ist meiner Meinung nach den Leuten nicht vollkommen zu trauen.

Mir sind sie überdies immer eine lästige Gesellschaft gewesen. Die geschäftsmäßig abgeleierte Erklärung von Dingen, die man gar nicht wissen will, und das völlige Unverständniß für Dinge, die man erfahren möchte, haben mich oft nervös gemacht. Ich war jedesmal froh, wenn ich diese leidige Begleitung loswerden konnte. Die Beiden, mit denen ich mein Heil versucht habe, sprachen übrigens recht herzlich schlecht deutsch und französisch. Der Eine war ein polnischer Jude, der Andere ein Grieche. Der Erstere war der viel Gewandtere und Rührigere, aber er sprach mir zu viel. Ich muß ihm übrigens nachrühmen, daß er die Zollabfertigung, die, wenn man des Landes Bräuche nicht genügend kennt, eine unendliche Zeit in Anspruch nimmt und mit den albernsten Belästigungen verknüpft ist, sehr schnell und gut erledigt hat. Die Zollbeamten sind sehr duldsam und vernünftig, wenn sie richtig behandelt werden; darunter versteht man ein Trinkgeld, dessen Höhe je nach der Zahl und Größe der Koffer von dem Sachverständigen abgeschätzt und gegeben wird.

VII.

Die Straßen von Konstantinopel.

Der erste Anblick. — Das Pflaster. — Das Hotel. — Großartige Finanzwirthschaft. — Die deutschen Paschas. — Das langsame Tempo. — Der Straßenlärm. — Die Ausrufer. — Hunde.

Gleich die ersten Schritte in Konstantinopel geben uns eine gute Vorstellung von dem Innern der Stadt. Das Zollgebäude ist eine alte, häßliche baufällige Baracke. Wir durchschreiten einen Gang von unbeschreiblichem Schmutze und gelangen auf eine Straße, die doch noch schmutziger ist.

Trotz der frühen Morgenstunde ist diese enge Straße, in die wie durch das Walten des Zufalls Steine verschiedener Größe und von mannigfaltigster Profilirung eingerammt sind — das soll das Pflaster sein —, schon sehr belebt. Da liegen und kauern Bettler in entsetzlichen Verkrüppelungen, ganz zerlumpt, von Unsauberkeit starrend, die mit widerwärtiger Süßlichkeit in ihrem flehenden Tone ihre schrecklichen Verunstaltungen uns

entgegenstreckten. Händler mit allerlei Waaren bepackt, schlendern unter beständigem Schreien an uns vorüber. Scheußliche Hunde, zu Klumpen geballt, liegen rings-umher und rühren sich nicht vom Fleck, so daß wir um sie herumgehen müssen. Andere dieser häßlichsten Bestien der Schöpfung durchwühlen die Kehrichthaufen, die vor den Häusern liegen und liegen bleiben, so lange es Gott gefällt. Zerbrochene Scherben, Abfälle aller Art, zerknüllte Zeitungen, Papierfetzen, Alles das treibt sich auf dem Boden herum, und aus diesem Kehricht und aus den Häusern dringt der Gestank in allen Scalen des Ekelerregenden. Die erbärmlichen Häuser, die in grellen Farben gestrichen sind — in der Ferne wirken sie wunderbar —, erscheinen hier mit ihrem abgebröckelten Kalk, verwittert und zerfallen, in ihrem ganzen Jammer. Zwischen den Häusern sehen wir in mäßigen Abständen öde Strecken mit Trümmerhaufen. Es sind die Brand-stätten; denn was einmal in Konstantinopel niederbrennt, das bleibt Schutt. Das unerklärliche Räthsel hat mir Niemand in genügender Weise entziffern können. Die Besitzfrage an Grund und Boden soll in Konstantinopel so zweifelhaft sein, daß Niemand die Frage, wem das Grundstück eigentlich gehört, zur Entscheidung zu bringen wagt. Und wenn die Baulichkeit, die darauf gestanden

hat, vernichtet ist, nun dann tröstet man sich eben mit dem Verluste und läßt im wahren Sinne des Wortes Gras darüber wachsen. Das ist überhaupt eine der Eigenthümlichkeiten, die dem Abendländer in der Türkei am meisten auffallen: dieser gänzliche Mangel an der Pflege und Erhaltung des Bestehenden. Man denkt gar nicht daran, dem Zerstörungswerke der Zeit und des Zufalls entgegenzuarbeiten. Was zerfällt, zerfällt, und aus diesen Ruinen blüht kein neues Leben.

Steile, stellenweise sogar sehr steile enge Straßen führen von Galata zur Höhe von Pera hinauf. Die Gutwilligkeit und Leistungsfähigkeit der armen, meist recht schlecht gehaltenen Pferde, die vor die Miethswagen gespannt sind, ist bewunderungswürdig. Mit Anspannung aller ihrer Kräfte ziehen die guten Thiere die schweren Wagen den ihnen nur allzu bekannten Weg hinauf.

Und welcher Weg! welches Pflaster! Alle Welt weiß, in einem wie schauderhaften Zustande sich die Straßen von Konstantinopel befinden, und doch fühlt jeder Fremde sich gedrungen, über diesen wirklich entsetzlichen Mißstand seine klagende Stimme zu erheben. Man scheint eben die ersten besten Steine, die gerade zur Stelle waren, eingepflastert und dem Arbeiter selbst es überlassen zu haben, nach ungefährem Augenmaß den

Fahrdamm zu ebnen. Der Wagen versinkt bald in eine tiefe Rute, bald wird er nach rechts, bald nach links geschleudert. Der unglückliche Fahrgast wird in unbeschreiblicher Weise gemartert. Bald erhält er einen unerwarteten Stoß von unten, bald einen Schub nach vorn. Er wird erbarmungslos durchrüttelt und durchschüttelt und schließlich wie gerädert am Bestimmungsplatze abgeladen. Die Qualen werden natürlich noch durch das sehr langsame Tempo, in dem es bergauf geht, erhöht, die Nerven des Insassen durch das beständige Schreien der Kutscher: „Guarda! Guarda!“, die sich mit diesem Mahnruf den Weg durch die dichten Volkshaufen bahnen, gereizt.

Ich hatte mir in einem Hotel, das mir übereinstimmend als das beste bezeichnet war, ein Zimmer bestellt. Die Hotels von Pera sind auch ungefähr auf europäische Weise eingerichtet, das heißt nicht etwa wie die Hotels der europäischen Großstädte, sondern wie die Gasthäuser in bescheidenen Mittelstädten, vielleicht in Einzelheiten etwas eleganter als diese, aber im Großen und Ganzen gewiß weniger sorgfältig. Es scheint hier in der Luft zu liegen, daß man die Sachen gehen läßt wie sie gehen. Ist einmal ein Teppich zerrissen oder eine Tapete befleckt, ein Möbelüberzug schadhaft, so bleibt

es eben, wie es ist. Aber ich will nicht klagen, ich hatte meine Ansprüche überhaupt nicht hoch gestellt. Ich fühlte mich ganz wohl geborgen. Ich hatte ein geräumiges Zimmer, das freilich keineswegs kostbar, dafür aber um so geschmackloser eingerichtet war. Die Preise fand ich ziemlich hoch. Für Zimmer und Pension — in Konstantinopel wird der Verzehr beim Frühstück und beim Diner mitberechnet, ob man nun im Hotel speist oder nicht — hatte ich täglich vierzig Franken zu bezahlen. Ich glaube, daß ich im besten Berliner oder Wiener Hotel ungefähr mit der Hälfte ausgekommen wäre. Die Beköstigung war leidlich.

Für mich waren die Preise um so höher, als ich meine Mahlzeiten verhältnißmäßig sehr selten im Hotel einnahm. Aber in der Türkei herrscht in Bezug auf Berechnung überhaupt eine gewisse Großartigkeit, die den Fremden, der an die Genauigkeit in unseren Rechnungen gewöhnt ist, überrascht. Wie es im Hotel so und soviel täglich kostet, ob man nun da ißt oder nicht, so zahlt man z. B. für die Wäsche stückweise, gleichviel was es nun ist, einen einheitlichen Preis. Ein Dutzend Wäschestücke kostet vier Franken. Es mögen nun zwölf weiße Cravatten oder Taschentücher sein oder auch zwölf Herrenhemden, Staubmäntel und Bettbezüge, es kostet

dasselbe. Die Anhänger der Jäger'schen Lehre, deren größter Verbrauch an Wäsche in Kragen und Manchetten besteht, sind hier besonders übel daran.

Dieselbe Großartigkeit in der Behandlung der Geldsache äußert sich auch in sehr bezeichnender Weise in dem Umstande, daß die Fremden, das heißt die in der Türkei seßhaft gewordenen Nichttürken, keine Steuern zu zahlen brauchen. Zu einer Zeit, da das fremde Element jedenfalls im Reiche des Sultans noch eine sehr unbedeutende Rolle spielte, wird der vornehme Fürst mit damals vielleicht berechtigter großherrlicher Geringschätzung der Ansicht gewesen sein, daß man die armen Schlucker, die von außerhalb zugezogen waren, nicht zu den Lasten für die Erhaltung des Reichs heranzuziehen brauche; und dabei ist es nun geblieben. Galata und Pera sind nun aber fast ausschließlich europäische Städte. Die bedeutenden Finanzinstitute, der Großhandel und Kleinhandel liegen durchaus in den Händen der Europäer, und es wirkt eigenthümlich, wenn man hört, daß von diesen keine Steuern erhoben werden.

Die Deutschen spielen übrigens in Konstantinopel und, wie ich glaube, im ganzen Orient keineswegs die hervorragendste Rolle unter den Fremden, sie treten hinter die Franzosen und Engländer erheblich zurück.

Auch in dieser Beziehung bildet der greise und altersschwache Osten den vollsten Gegensatz zu dem jungen und thatkräftigen Westen. Früher soll es um die Deutschen in der Türkei noch viel schlimmer bestellt gewesen sein, und erst in jüngster Zeit, nach den großen kriegerischen und politischen Ereignissen, die auch die blödesten Augen geschärft und die deutsche Macht haben erkennen lassen, haben sich die Begriffe einigermaßen geklärt. Jetzt weiß Jedermann in Konstantinopel wenigstens, daß Krupp große und gute Kanonen liefert und daß Deutschland gute Soldaten hat.

Daß diese Erkenntniß sich auch in den entscheidenden Kreisen oder richtiger bei der entscheidenden Persönlichkeit des Oberherrn Geltung verschafft hat, ist, wie man weiß, durch die Berufung einer Anzahl befähigter preußischer Offiziere zu Tage getreten. Unseren Landsleuten, die augenblicklich noch als Paschas dem Sultan dienen, ist die große Aufgabe zugewiesen worden, im praktischen Dienste wie in der Verwaltung das türkische Heer zu reorganisiren, also dahin zu wirken, daß das ganze vorzügliche Material im geeigneten Fall in zweckmäßigster Weise Verwendung finde.

In der Anerkennung der Tüchtigkeit, der Genügsamkeit, der Zähigkeit und der Tapferkeit des türkischen

Soldaten stimmen alle überein, und es herrscht auch nur eine Meinung darüber, daß aus diesen vorzüglichen Soldaten ein gewaltiges Kriegsheer allererster Ordnung geschaffen werden könnte, und daß lediglich tief eingewurzelte Mißstände in der Verwaltung und die ungenügende Fortbildung und Entwickelung, die hinter den militairischen Fortschritten der anderen Länder zurückgeblieben ist, deren Leistungsfähigkeit beeinträchtigt habe. Was unsere militairischen Reformer in Wahrheit bis jetzt erreicht haben, entzieht sich natürlich der Beurtheilung des Laien. Ob sie in ihren Bestrebungen nicht auf Schritt und Tritt vom Widerstande des conservativen Osmanenthums, das eben immer am Althergebrachten kleben bleibt, behindert werden, ob der Einfluß des Heimischen, das den Fremden, die Alles besser machen wollen, natürlich mit unverhohlenem Mißtrauen begegnet, nicht allmählich wieder der überwiegende geworden ist und schließlich auch das Vertrauen des Sultans in's Schwanken gebracht hat, darüber hört man wohl dies und das; aber ich werde mich hüten, nach meinen oberflächlichen und unmaßgeblichen Wahrnehmungen irgend eine Meinung darüber abzugeben. Die deutschen Paschas selbst bewahren in diesen Fragen die größte Zurückhaltung, wie sich das von selbst versteht, und ich habe

es eben so selbstverständlich bei meinen häufigen Begegnungen mit den Herren Offizieren ängstlich vermieden, in dieser Beziehung Fragen zu stellen, deren Beantwortung ihnen hätte Verlegenheit bereiten können.

Wären die Herren zur Zeit meines Aufenthaltes in Konstantinopel aber auch weniger zufrieden gewesen, als sie mir erschienen sind, so hätte ich mich nicht darüber gewundert. Zu jener Zeit hatten sie nämlich schon seit einigen Monaten in Folge einer Differenz zwischen der türkischen Regierung und einem großen Bankinstitute, das vertragsmäßig die Zahlungen an die deutschen Paschas zu leisten hatte, keinen Heller bezogen. Ich muß sagen, die Herren nahmen diese nach unseren landesüblichen Begriffen doch geradezu unerhörte Thatsache mit großartigem philosophischen Gleichmuthe auf. Seitdem sind nun wieder bis zu dem Tage, an dem ich diese Zeilen schreibe, beinahe fünf Monate vergangen, und ich glaube, sie haben ihr Geld noch immer nicht bekommen. Sie befanden sich übrigens im Vergleich zu den einheimischen Soldaten noch in einer sehr bevorzugten Lage. Diese hatten seit langer Zeit, ich glaube seit über zwei Jahren, keinen Sold erhalten.

Bei einer solchen Wirthschaft erscheint es denn auch erklärlicher, daß man auf eine Bagatelle, wie die

Besteuerung der Fremden, keinen großen Werth legt. Die Türkei benimmt sich wie ein verschuldeter Kavalier, der seine Rechnungen zwar nicht bezahlt, dem es dafür aber auch nicht darauf ankommt, wenn seine Einnahmen geschmälert werden. Ein paar Tausend oder ein paar Millionen Franken Schulden mehr oder weniger, das ist nun ziemlich gleichgültig.

Hört man mit immer wachsendem Erstaunen von diesen Dingen, die uns nach unseren Auffassungen als unfaßbare Ungeheuerlichkeiten erscheinen, und fragt man irgend Jemand, der die Verhältnisse so genau kennt, wie man sie eben in der Türkei überhaupt kennen lernen kann, fragt man: was soll denn daraus werden? so zuckt der Kundige die Achsel und lächelt. Das Klima von Konstantinopel muß eine geheimnißvolle Kraft besitzen, die beruhigend auf die Nerven wirkt. Man ist nicht neugierig, man ereifert sich nicht, und das langsame Tempo der Einheimischen theilt sich sehr bald auch den Fremden mit.

Nichts fällt dem fremden Gaste mehr in's Auge, als dieser behagliche Schlendrian des öffentlichen Lebens. Nur keine Ueberstürzung! Alle Welt geht langsam, spricht langsam, bewegt sich langsam. Die Ruhe, die für die Türken mit Vornehmheit und Würdigkeit unge=

fähr gleichbedeutend zu sein scheint, gilt ihnen als das vor Allem Erstrebenswerthe. Deswegen mögen sie auch die Fremden nicht leiden. Diese sind ihnen unangenehm wegen ihrer Lebhaftigkeit und Hast, sie erscheinen in ihrer Geschäftigkeit den bedächtigen Osmanen zu zapplig und zu quecksilbern unruhig.

Während die Weltweisen und großen Dichter unserer Heimat die unbefriedigte und nimmer rastende Arbeit als das höchste menschliche Glück preisen, erblicken die Orientalen die irdische Seligkeit im behäbigen Ausruhen, im gemächlichen Feiern, im mehr oder minder gedankenlosen Dahinträumen. Wenn man sie so auf den niedrigen mit Stroh beflochtenen Schemeln vor den Cafés sitzen oder an den Süßen Wassern auf den Teppichen sorgen- und bedürfnißlos ausgestreckt liegen sieht, wie sie ihre Cigarette, den Tschibuk oder das Nargileh mit zufriedenem Ernste, in's Blaue blickend, rauchen, ohne zu sprechen, ohne zu lesen, ohne sich um den Nachbar zu kümmern, dann begreift man wohl, daß unter diesem schönen Himmel das göttliche Faulenzen seinen Reiz haben mag. Aber man begreift schwerer, wie dieses süße Nichtsthun den gebieterischen Forderungen der Cultur, die wie eine feindliche Invasion von allen Seiten herandrängt, auf die Dauer wird genügen können.

Ein schwer erklärlicher Widerspruch zeigt sich indessen auch hier. Die Türken, die in ihren Bewegungen die Ruhe über Alles lieben, scheinen für den Lärm vollständig unempfänglich zu sein. Es giebt keine Stadt der Welt, in der von Morgens früh bis zum späten Abend so furchtbar und so andanernd geschrieen wird, wie in Konstantinopel. Abgesehen von der großen Ladenstadt, dem riesigen Bazar, der, wie man glauben sollte, vollkommen ausreichen müßte, um allen Bedürfnissen der Käufer in Konstantinopel zu genügen, und abgesehen von den zahllosen Läden und Markthallen die in dieser Stadt außerdem noch in geradezu verblüffender Menge vorhanden sind, hat Constantinopel einen ambulirenden Straßenkleinhandel, wie wohl keine andere Stadt der Welt.

Von Tagesanbruch bis spät in die Nacht hinein durchziehen in ununterbrochener Reihe Verkäufer, die alle erdenklichen Waaren feilhalten, die engen, krummen, überfüllten Straßen, und jeder einzelne schreit seine Waaren aus, jeder in seiner eigenen Weise. Straßenausrufer giebt es ja überall und besonders in allen Großstädten, das wäre also nichts zum Verwundern; aber das Erstaunliche und Belästigende ist hier die

Masse dieser Ausschreier. Ich wollte mir einmal das Vergnügen machen, fünf Minuten von meinem Hotelfenster aus die verschiedenen Schreier zu zählen und zu specialisiren, aber nach wenigen Minuten, als ich zwischen vierzig und fünfzig angelangt war, wurde mir die Sache langweilig. Das Schreien hört thatsächlich nicht einen Augenblick auf, und wenn man einigermaßen Glück hat, kann man in einer Minute zwanzig bis fünfundzwanzig verschiedene Schreier an sich vorüberziehen sehen. Alle erdenklichen Lebensmittel: Milch, Gemüse, Obst, Backwaaren, Fische, Fleisch, darunter Leckerbissen wie Hammelgedärme, die an langen Stangen zappeln, klebrige Süßigkeiten, ferner alle erdenklichen Stoffe zur Bekleidung, billiger Schmuck, Spielzeuge, Teppiche, Spazierstöcke — ich müßte die Liste zu einer unendlichen machen, wollte ich einigermaßen vollständig sein — mit einem Worte, Alles, was irgendwie verkäuflich ist, wird in wunderlichem, bald schnarrendem, bald johlendem, bald heulendem monotonem Singsang ausgeschrieen. Die ambulanten Händler tragen gewöhnlich den Verkaufstisch, einen hohen Schemel mit drei Füßen, auf dem Kopf und, wenn die Waaren nach dem Gewicht verkauft werden, in der Hand eine Waage. Sind die Verkaufsgegenstände zu platzraubend oder zu schwer, so

werden Pferde und Esel damit bepackt, die gemächlich hinter dem schreienden Kerl einhertrotteln.

Konstantinopel weist also zur Unterscheidung von anderen Städten, in denen ja auch geschrieen wird, die wenig angenehme Besonderheit auf, daß hier den ganzen Tag über der Zug der wandelnden und handelnden Schreier ein ununterbrochener ist. Wie im Gänsemarsch folgt der eine auf den andern; und wenn man sie so sieht, wie sie langsam und gedankenlos dahinschlendern und alle Augenblicke ihr abscheuliches Gejohle ausstoßen, so möchte man sie für blödsinnig halten. Dazu kommt nun noch das Wagengerassel, das Schreien der Kutscher, in den Abendstunden das donnerartige Geräusch, das durch das Herablassen der metallenen Jalousien verursacht wird, das Heulen und Bellen der Hunde, das am Tage schon recht lästig ist, in der Nacht aber oft geradezu unerträglich wird, und, damit auch sonst die nächtliche Ruhe nicht in allzu schroffem Widerspruch zum wüsten Tageslärm steht, das regelmäßige Aufklopfen der Wächter mit dem metallenen keulenartigen Stocke auf das Pflaster . . . es ist recht erbaulich! Während meines Aufenthaltes in Konstantinopel, der in den heiligen Ramazan-Monat fiel, wurden, um den kühnsten Anforderungen zu genügen, dann noch zu bestimmten

Stunden mitten in der Nacht Kanonenschüsse abgefeuert.

Die Hunde! Von allen Unannehmlichkeiten und Qualen der Straßen in Konstantinopel sind mir diese die widerwärtigsten gewesen. Ich habe von frühster Kindheit an für unsere guten, treuen, muthigen Hunde eine starke Zuneigung besessen, aber in Konstantinopel bin ich an meiner Hundeliebhaberei irre geworden. Es ist ein widerwärtig verkommenes Geschlecht! Die scheußlichen Köter, die sich rudelweise in den Straßen herumtreiben, temperamentlos und unsagbar faul, herrenlos und ohne Ergebenheit an irgend eine bestimmte Person, die in jedes Kellerfenster hineinschnüffeln und die Kehrichthaufen in dichten Schaaren umstehen und mit ihrer Schnauze unter dem Schmutz das etwa noch Verzehrbare herauswühlen, die von Ungeziefer wimmeln und sich beständig jucken und schuppen, die uns den Weg versperren und nicht einmal den Wagen aus dem Wege gehen, die überall herumliegen, auf dem Bürgersteig, mitten in der Straße, mit Schwären bedeckt, mit räudigem Fell, sehr oft verstümmelt, mit drei Beinen — denn es ist ganz natürlich, daß sie beständig überfahren werden — diese Hunde von Konstantinopel sind ungefähr die ekelhaftesten Geschöpfe, die ich je gesehen habe.

Sie sind gewöhnlich mittelgroß, zottig behaart, mit halblangen Ohrgehängen und ziemlich spitzen Schnauzen; sie sehen also etwa wie ganz verkümmerte Wolfshunde aus. Die meisten haben eine schmutzig gelbbräunliche Färbung, durch die sie sich von den Kehrichthaufen, die die bevorzugtesten zu ihren Ruheplätzen während des ganzen Tages erkiesen, kaum unterscheiden. Den lieben langen Tag liegen sie gewöhnlich irgendwo auf dem Pflaster und schlafen. Auf einmal hört man dann ein furchtbares Gequietsche, dann ist so ein unglückliches Biest überfahren oder getreten worden. Sie sind furchtbar feige, und Fälle, wie ein neulich angeführter, daß ein getretener Hund nach dem, der ihn verletzt hat, geschnappt habe, gehören zu den Seltenheiten.

Alle jungen Thiere sind sonst, wenn nicht hübsch, doch wenigstens possirlich und komisch; aber auch diese versöhnenden Eigenschaften sind den Hunden von Konstantinopel versagt. Die ganz jungen Köter, die man in den Ecken herumliegen sieht, sind gerade so scheußlich wie die älteren, und sie haben in ihrer dummen Unbeholfenheit gar nichts Rührendes.

Die Hunde sind, wie man weiß, die nächtlichen Straßenreiniger von Konstantinopel. Wenn am Abend nach guter orientalischer Sitte die Küchenabfälle und

alle anderen Dinge, die im Hause nicht zu gebrauchen sind, auf die Straße geworfen und da zu Haufen zusammengekehrt werden, dann beginnt das Leben dieser elenden Kreaturen, dann sammeln sie sich um diese Haufen und suchen ihre Nahrung. Dabei kommt es natürlich zu Streitereien und Beißereien, und so hört man dann beständig in der Nacht ein fürchterliches Gebell.

Die Hunde haben, wie man in Konstantinopel behauptet, ihre besonderen Bezirke. Die einzelnen Brüderschaften kennen sich ganz genau, und wenn sich da ein hungriger Hund aus dem Nachbarbezirk einschleichen will, so wird er beinahe zerrissen. Es werden vollkommene Schlachten geliefert zwischen den Kötern der verschiedenen Bezirke. Eine solche Beißerei habe ich einmal mit angesehen. Es war ein Geheul, Gebelle, Gequietsche, das sich fürchterlich anhörte, und wohl dreißig bis vierzig Hunde zerfleischten sich mit unbeschreiblicher Wuth. Da trat irgend Jemand dazwischen, ich glaube, es war der Wächter, und schaffte mit einigen wohlgezielten Schlägen Ordnung, und all diese Kläffer liefen winselnd davon, in der nächsten Minute war Alles wieder ruhig. Mir wurde beim Anblick dieser borstigen, zottigen, gelben Ungeheuer ganz übel und weh; aber die Türken und auch die Europäer, die auf längere Zeit oder dauernd

ihren Wohnsitz in Konstantinopel nehmen, scheinen nicht nur das Gefühl des Widerwillens, das jedem Fremden aufsteigen muß, vollkommen überwunden zu haben, sie empfinden für diese gräßlichen Thiere, weil sie eben nützlich sind, sogar eine gewisse Zuneigung; man thut ihnen nie etwas zu Leide und geht, wenn sie mit ihrer ganzen Breite, oft in großen Haufen, quer über den schon ohnehin genügend engen und beschwerlichen Weg liegen, vorsichtig um sie herum.

VIII.

Auf der Brücke des Goldenen Horns.

Widersprüche. — Gutes und schlechtes Wetter. — Das Treiben auf der Brücke. — Blick auf Stambul.

Es giebt kaum eine Stadt unserer bewohnten Erde, über die die Urtheile so weit auseinander gingen, wie über Konstantinopel. Für die Einen ist sie die schönste aller Städte, die geradezu unwahrscheinlich herrliche Verwirklichung traumhafter Märchenwunder, für die Anderen das schmutzigste, elendeste, widerwärtigste und verwinkeltste Nest, das es giebt. Und das Seltsame ist, daß diese beiden in schroffstem Widerspruche zueinander stehenden Urtheile gleichermaßen berechtigt sind, daß sich diese anscheinend unversöhnlichen Gegensätze sogar vereinbaren lassen. Es handelt sich eben nur darum, wie man Konstantinopel sieht und von wo aus man es sieht.

Ich bilde mir nicht ein, einen sehr originellen Satz auszusprechen, wenn ich sage, daß das Wetter bei jeder Reise eine bedeutende Rolle spielt, und daß die Eindrücke,

die man von dem Neuen gewinnt, sehr wesentlich durch das Wetter bestimmt werden. Aber nirgendwo ist mir diese alltäglichste aller Fragen so entscheidend erschienen, wie gerade hier. Ob bei trübem Licht vom bedeckten Himmel der Regen fällt, oder funkelnder Sonnenschein vom golddurchzitterten Azur strahlt — das bedeutet für Konstantinopel nicht nur viel, es bedeutet Alles.

Ein Regentag in Konstantinopel ist schrecklich. Auf dem wüsten Knüppeldamm, der sich mit klebrigem Koth überzogen hat, rutscht man beständig aus. Die ganze Misère starrt uns aus den grauen und häßlich bunten Häusern, deren Façaden sich fast durchweg im Zustande der grenzenlosen Verwahrlosung befinden, entgegen. Die aufgeweichten und aufgewühlten Kehrichthaufen überziehen den Boden mit einem wahren Teppich von Scheußlichkeiten, auf dem sich die triefenden, widerwärtigen Köter wälzen. Die krummen und engen Gassen vergegenwärtigen uns einen Zustand, der uns Culturmenschen in eine völlig abgethane Vergangenheit zurückversetzt, in eine Zeit, in der man von der Wichtigkeit der municipalen Maßnahmen noch keinen Begriff hatte, und in der das Wort der öffentlichen Hygiene noch nicht gesprochen war. Wir trauen unseren Ohren kaum, wenn wir von unserm Begleiter hören, daß wir uns jetzt in der Haupt-

verkehrsader, in jener Straße befinden, die den stolzen Namen „Grande rue de Pera“ führt. Freilich sieht man an einigen Stellen, daß ein schüchterner Versuch gemacht wird, die Straße zu erweitern — und das Unternehmen wird bei dem regen Unternehmungsgeist der Türken vielleicht auch in einigen Jahrhunderten zu gutem Ende geführt werden —; freilich sieht man hie und da aus den verfallenen Jammerbauten einige vornehme und schöne Gebäude aufragen, deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte; freilich sieht man auch Läden, deren Schaufenster erkennen lassen, daß die Besitzer den großen Magazinen der Regent Street, der rue de la Paix und der Leipzigerstraße nacheifern wollen. Aber neben diesen Markirungen des großstädtischen Glanzes findet man in dieser Grande rue de Pera, die vom Galata-Thurm bis zur Höhe, wo sich die Artilleriekaserne und die deutsche Botschaft befinden, hinaufklettert, den ganzen Schmuddelkram des lässigen und trägen Ostens: Schutt- und Trümmerhaufen und alte Baracken, die über Nacht einstürzen können. Auf weite Strecken sind die Häuser so dicht aneinander gerückt, daß sich da der Verkehr beständig staut. Nirgendwo ist auch nur der Versuch gemacht, durch äußern Schmuck der Stirnseiten die Physiognomie der Straße

zu verschönen. Der einzige Architekt, der hier gewaltet hat, ist die dummste Zweckmäßigkeit. Wer an einem recht häßlichen Tage sich das absonderliche Vergnügen bereiten wollte, die Falkoniergasse, die Neumannsgasse, den Krögel, die Fischerstraße und ähnliche in unsere Zeit hineinragende anachronistische Ueberreste des verschwundenen Alt-Berlin — wer sich das Vergnügen machen wollte, diese schmutzigen, engen abscheulichen Gassen zu durchwaten, würde sich eine sehr gute Vorstellung von den Reizen der Grande rue de Pera, der Hauptstraße des europäischen Konstantinopel, machen können. Er müßte sich nur zu all den verstimmenden Häßlichkeiten der Umgebung noch viel schlechteres Pflaster und bräunliche Klumpen von lebenden Hunden hinzudenken.

Traurig und schwer liegt der graue Himmel über all diesem Wust und Matsch, und wenn das Auge sich widerwärtig abwendet von all dem Unrath, der den Boden bedeckt, von den Scherben und Fetzen, dem Kehricht und den Hunden, und der Blick sich hebt, so fällt er auf graue Wände, die abgeblättert sind, oder auf geschmacklose Buntheiten, die in der ungünstigen Beleuchtung noch schäbiger und noch verstimmender wirken; und da, wo der Blick weiterschweifen kann, verliert er sich in eine graue verschwommene Traurigkeit. Dann

bemächtigt sich wohl des Fremden eine tiefe Niedergeschlagenheit. Man wird ganz schwermüthig; und kehrt man dann heim in das ungemüthliche Hotelzimmer, dann beschleicht uns, auch wenn wir gar keine sentimentale Veranlagung haben, doch eine merkwürdige heimwehliche Stimmung, ein „thörichtes Sehnen", wie es Heine nennt, und mit ungewohnter Zärtlichkeit gedenken wir des rothen Hauses mit dem viereckigen Thurm in der Königstraße, des braven Forckenbeck und der sorgenden Hüter unserer Stadt.

Nun aber bricht die Sonne durch. Und nicht nur in den Märchen besitzt dieses herrlichste Gestirn die Zauberkraft, die Unholde der Nacht zu vertreiben. Nun durchfluthet all diesen Jammer, all diesen Schmutz, all diese Häßlichkeit das lieblichste goldige Licht, und Alles, was uns verstimmt, angeekelt, abgestoßen hat, Alles ist wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Alles gleißt und glänzt, selbst der Schmutz auf der Straße. Das Buntfarbige wird nun lachend und heiter, das Zerfallene, Zerlumpte wirkt auf einmal malerisch interessant und schön. Der Blick auf das unvergleichlich schöne Blau des Himmels entschädigt uns reichlich für alles Ungemach, das uns jetzt kindisch und kleinlich erscheint im Verhältniß zu der unvergleichlichen Schönheit des Ganzen. Und

wenn wir von irgend einem Punkte aus einen freien Ausblick gewinnen, so sehen wir vor uns das berückendste Städtebild, das sich nur erträumen läßt: die Kuppeln und Spitzen, die bunten Steinmassen, in großartigster Wirkung aufgethürmt, funkelnd und blitzend auf dem tiefblauen Hintergrunde.

Was schönes, was schlechtes Wetter ist, das weiß man nur in Konstantinopel. So verzweifelnd trübe ist nirgends das Grau der Wolken, nirgends so schmutzig der Schmutz, und nirgends so naß der Regen. Aber so goldig scheint auch nirgends die Sonne, und nirgends ist der Himmel so blau. Hier ist in Wahrheit die Sonne der Midas, der Alles in Gold verwandelt, was er berührt.

Aber noch wichtiger als das Wetter ist der Standpunkt, von dem aus man Konstantinopel betrachtet. Ist man in der Stadt, so begreift man jede, auch die abfälligste und unbarmherzigste Kritik; sieht man aber die Stadt von außen, so begreift man eben so gut die Aeußerungen der schrankenlosen Begeisterung und des vollen Entzückens.

Den besten Ueberblick über Konstantinopel, über die wunderherrliche Stadt, wie sie sich eben darstellt, wenn man nicht durch die schauderhaften Straßen zu gehen braucht, gewährt die neue Brücke, die Hauptverkehrsader zwischen den beiden Stadttheilen, die man das

europäische Konstantinopel nennen dürfte: Galata und Pera, einerseits, und dem alten türkischen Stambul auf der andern Seite des Goldenen Horns — ein Punkt, wie es seinesgleichen kaum noch einmal giebt.

Aus dem überlebendigen Treiben von Galata tritt man auf die Brücke, auf die sich die Menschenströmungen von Pera und Galata von der einen und von Stambul von der andern Seite ergießen. Unserm europäischen Auge fällt wiederum vor Allem zweierlei auf: die Buntheit des Gemäldes und das bedächtige Tempo. Alle Sendlinge des Morgenlandes, nicht des fernen Ostens — ich erinnere mich kaum, Chinesen und Japaner gesehen zu haben —, dagegen das ganze malerische Gesindel des Mittelmeers, von Kleinasien, Afrika, vom Archipel, Kaukasier und Perser, Tscherkessen, Armenier, Griechen und alle Stämme der Balkanhalbinsel wogen hier beständig in bedächtiger farbiger Fluthung auf und nieder. Da sieht man zerlumpte Tagelöhner und hohe Würdenträger, namentlich Geistliche, unter diesen die schwarzen Armenier mit dem langwallenden Schleier, gewöhnlich sehr schöne Köpfe mit langen Vollbärten und ungeschorenem Hauptthaar, das hinten am Nacken unter dem schwarzen Talar verschwindet, den Kopf bedeckt mit dem eigenthümlichen runden, hohen, steifen Barett ohne

Schirm, das dem Träger allerdings den Stempel des Würdevollen und Bedeutenden aufdrückt; daneben türkische Mullahs, fast ausschließlich schmächtige gebeugte Gestalten in äußerster Vernachlässigung der Kleidung; Derwische mit den hohen Filzmützen, in langem, faltenreichem Gewande, über das bisweilen noch ein bauschiger Mantel gelegt ist — unter diesen ganz junge Leute, die kaum den ersten Flaum an Lippen und Kinn zeigen —; Mönche in verwitterten Kutten und barmherzige Schwestern. Da sieht man alte jüdische Händler mit sorgenschwer gefurchtem Gesicht, den Kopf mit buntem Tuch umwunden, zerlumpt und zerfetzt; dazwischen schwarze Eunuchen in europäischer Tracht, die sich in diesem Gewühl von staubig abgetönter Buntheit schon durch die auffallende Sauberkeit ihrer schwarzen Kleidung, des bis oben zugeknöpften schwarzen Rocks, bemerkbar machen. Wer einen einzigen Eunuchen gesehen hat, erkennt dessen Leidensgenossen unter tausend Schwarzen wieder. Die vom Sultan angestellten, vermuthlich die schönsten, zeichnen sich alle durch ungewöhnliche Körpergröße aus. Das bartlose Gesicht ist fleischig, mit dicken wulstigen Lippen. Die Beine sind im Verhältniß zum Oberkörper ungewöhnlich lang und haben die sogenannte X-Form, die Hüften sind stark, die Haltung ist schlaff und häßlich,

der Rücken krumm. Sie schleifen die Füße beim Gehen nach sich und haben einen wiegenden watschelnden Gang. Der Kopf ist mit dem rothen Fez bedeckt. Sonst sind sie, wie gesagt, ganz schwarz und mit auffallender Sauberkeit gekleidet.

In dieses Gewimmel von seltsamen und auffallenden Erscheinungen mischen sich nun die Orientalen und die europäischen Ansiedler. Von der türkischen Tracht ist in Stambul bei den Männern im Großen und Ganzen nicht viel übrig geblieben. Freilich sieht man hie und da noch den langen weiten Rock mit den kurzen weiten Aermeln oder die Jacke mit Hängeärmeln, die bauschige Hose, die an der Hüfte von einem Shawl gehalten wird und den Turban; aber diese Erscheinungen gehören schon zu den Seltenheiten. Die Meisten haben den schwarzen Rock mit dicht aneinander stehenden Knöpfen und niedrigem Stehkragen angelegt, und fast ausnahmelos tragen sie das Fez. Wenn in dem bekannten Kostümwerk „Die Trachten der Völker" von Albert Kretschmer und Rohrbach behauptet wird, daß außer dem Militär Niemand die europäische Tracht angenommen habe, daß der Türke nach wie vor den Turban trage, weite faltige Hosen, rothe lederne Pantoffeln, Jacke oder kurzen Rock mit unzähligen Knöpfen, um die Hüfte den breiten Shawl,

und als Uebergewand den Kaftan, daß also die europäische Tracht noch keine Handbreit Boden gewonnen habe, so ist das ein sehr starker Irrthum. Es heißt in dem genannten Werke weiter: „Das Fez hat noch den meisten Erfolg errungen, aber die Zahl der Turbane ist doch bei weitem größer. Trachten lassen sich einmal nicht commandiren.“ Soviel Wörter, soviel Ungenauigkeiten. Die europäische Tracht hat die orientalische in Konstantinopel nahezu vollständig verdrängt, und wenn man einmal einem Turbanträger begegnet, so kann man von Glück sagen. Die orientalischen Weibertrachten dagegen haben sich allerdings auch in Konstantinopel ziemlich rein erhalten. Man bekommt von diesen auf der Straße freilich nicht viel mehr zu sehen, als das mantelartige Obergewand, das wie ein bauschiger Domino aussieht. Es bedeckt den ganzen Kopf von den Augenbrauen an mit einer Art Kapuze. Um die Hüfte ist es zusammengeschnürt, und es reicht bis zu den Knöcheln herab Die Aermel sind weit. Mit diesen und dem Vordertheil dieses bauschigen Gewandes bedecken die Türkinnen den unteren Theil des Gesichts, so daß nur die Augen frei bleiben. Das Gewand ist gewöhnlich aus dünnem Seidenstoff hergestellt und oft in sehr lebhaften Farben, namentlich saffrangelb, hellblau, bordeauxroth und violet.

Der Wind setzt sich leicht in dieses flatternde weite Gewand und giebt den Gestalten die sonderlichsten Conturen. Diese vermummten bunten Erscheinungen beleben das schon so mannigfaltige Bild noch in ganz besonderer Weise. Andere, namentlich die Hübscheren und Jüngeren, ziehen nicht den seidenen Mantel über den Kopf, sondern sie umhüllen Stirn und Haupthaar mit einem mehr oder minder dichten Schleier, der wiederum nur den unteren Theil der Stirn und die Augen frei läßt, Nase, Ohren, Wangen, Lippen, Mund und Kinn aber bedeckt. Diese sehr kleidsame Verschleierung hat bei einigen eigentlich nur einen symbolischen Charakter. Es gehört in diesem Falle kein besonders geübtes Auge dazu, um unter dem durchsichtigen Gewebe die Lieblichkeit des Gesichts zu erkennen, und es befinden sich unter den Türkinnen, die ich gesehen habe, wirklich einige auffallende Schönheiten. Man hat mir allerdings gesagt, daß die türkischen Frauen in der geschickten Verwerthung aller möglichen kosmetischen Mittel hinter den gewiegtesten Pariserinnen nicht zurückbleiben.

Diese bunten Menschenwellen wälzen sich vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht über die Brücke. Da liegen dann noch in größeren und mäßigeren Abständen in schauerlichen Verstümmelungen und in einer

Verwahrlosung, von der man sich gar keine Vorstellung macht, die Bettler und Krüppel an den Pfeilern und halten ihre schaudererregenden Verunstaltungen den Vorübergehenden entgegen, mit jämmerlichem Winseln um Almosen bettelnd. Dabei rasseln Wagen aller Art, Miethskutschen, Equipagen und Lastfuhrwerk, über die Brücke, Reiter zu Pferd und zu Esel kommen in langsamstem Trab an uns vorüber, und wenn uns das Glück begünstigt, so sehen wir auch einmal ein echt türkisches Gefährt, das in seiner Form mit dem ledernen Schirmdach eine gewisse Aehnlichkeit mit unserm Thorwagen und Kremsern hat; nur ist es im Aufputz viel glänzender. Die Seitenwände sind reich verziert, buntfarbig und vergoldet; es wird von zwei Ochsen gezogen, die oben am Halse hohe gekrümmte Stäbe mit unzähligen rothen Büscheln wie ein Glockenspiel tragen. Die Kutscher, die mit der Eleganz des Wagens in ihrem Aeußern oft gar nicht übereinstimmen, laufen neben den Ochsen her. An den Süßen Wässern sieht man diese echt türkisch nationalen Wagen ziemlich oft.

Zu diesem Gewimmel von absonderlichen Menschenkindern, von Thieren und Wagen kommen natürlich noch die unvermeidlichen Verkäufer, die auch hier ihre Waare feilhalten, die Schiffer, die dienstfertig ihre wundervollen

kleinen Kähne, die Kaiks, anbieten . . . man kann sich kaum ein reizvolleres und eigenartigeres Bild menschlichen Lebens und Treibens ausmalen. Dabei wimmelt die Rhede von unzähligen Dampfern und Segelschiffen, von Fischerböten und Kähnen. Zu unserer Linken haben wir den Handelshafen des Goldenen Horns, zu unserer Rechten den Bosporus, und drüben sehen wir die asiatische Küste mit dem schön wirkenden Skutari, über das die schwarzen Cypressen sich neigen. Hinter uns liegt Galata und Pera und vor uns das von hier aus unvergleichlich farbige und schöne Stambul. Immer wieder treibt es uns auf diese Brücke, um uns an dem entzückenden Panorama auf's Neue zu erfreuen.

Bei dem Versuche aber, diese mächtigen und tiefen Eindrücke in Worten wiederzugeben, fühle ich die volle Unzulänglichkeit meiner Kraft. Will ich die Empfindungen, die ich empfangen habe, in Worte kleiden, so bin ich wohl oder übel genöthigt, das zu wiederholen, was ich schon gesagt habe, was Andere gewiß viel besser und eindringlicher geschildert haben. Ich kann, wenn ich mir vor meinen geistigen Augen vergegenwärtige, wie sich das alte Stambul aufbaut inmitten seines imposanten steinernen Ringes, dieses bunte Häusergehudel, in dem die Kirchhöfe mit den schwarzen Cypressen

wunderbare Ruhepunkte schaffen, — ich kann die gebieterischen Moskeen mit ihren Kuppeln und schlanken spitzen Thürmen, die leuchtend hellen Paläste am Goldenen Horn und am Bosporus, nicht mit Stillschweigen übergehen, und ich kann auch keine anderen als die schon tausendmal dafür angewandten Bezeichnungen finden. Ich gedenke unwillkürlich der gelangweilten Frau in dem französischen Lustspiel, mit der der Leser in diesem Augenblicke eine unerwünschte Aehnlichkeit haben mag, — jener vornehmen Dame, die sich bitter darüber beschwert, daß man ihr nun seit fünfzehn Jahren bei jedem Anlaß die Liebe in ganz denselben Worten und Wendungen und mit demselben Augenaufschlag erklärt habe. Aber mich tröstet die Antwort des Mannes, der auf ihre Beschwerde über diese abgedroschenen Redensarten schlagfertig entgegnet: „Soll ich Ihnen die Liebe vielleicht auf hebräisch erklären? Natürlich sind die Worte und Wendungen abgenutzt und verschlissen, aber das Gefühl ist darum nicht weniger neu und jung.“

Der Eindruck, den der Fremde von Stambul empfängt, wenn er zum ersten Mal von der Brücke hinüberblickt, ist ein überwältigender, und Jedermann glaubt, daß Niemand vor ihm diese Schönheiten so tief empfunden haben könne. Will er aber seinen Gefühlen

Ausdruck geben, so verfällt er unrettbar in das, was schon hundertmal gesagt worden ist.

Die Serajspitze und die vier großen Moskeen, die mit erstaunlichem Feingefühl für künstlerische Wirkung in richtigen Abständen und Abstufungen errichtet sind, packen den Beschauer gleich im ersten Augenblick am mächtigsten. Die schmale Zunge der Serajspitze liegt in dichtem dunklem Grün vor uns. In der Tiefe am Goldenen Horn ziehen sich weiß schimmernde Gebäude entlang, und auf der Höhe steigt aus dem dunklen Grün der mächtige Seraj Top Kapu auf. Daneben, der Brücke zu, erhebt sich stolz und großartig der Kuppelbau der Agha Sofia, um den vier kühne Minarehs wie steinerne Schildwachen stehen. Gerade der Brücke gegenüber, in der Tiefe, beherrscht die Moskee der Sultanin Valide die unterwürfigen Bauten ringsumher, und über ihr, auf der Höhe, thront die mächtige Suleimanieh-Moskee, ein Riesenbau, der von zwei höheren und zwei niedrigeren Minarehs flankirt wird. Zwischen dieser und der Agha Sofia, etwa in der Mitte, links von der Brücke, steht die in der Wirkung gebieterischste und bedeutendste, die Moskee Ahmedije, um die sechs Minarehs, die in der Form und in den Verhältnissen wohl die schönsten aller Minarehs

sind, Wacht halten. Die schlanken Thürmchen, von denen vier je drei Galerien und die beiden anderen je zwei Galerien haben, verjüngen sich langsam zu lanzenartigen Spitzen.

Die Moskeen sind, wie man weiß, nicht blos Gotteshäuser, sie bilden vielmehr einen ganzen Complex von frommen Zwecken geweihten Gebäuden: zu dem eigentlichen Bethause gehören große Nebenanlagen mit Armenküchen, Hospitälern, Grabstätten für die Sultane u. s. w. Sie sind gewöhnlich von Bäumen und Gärten umgeben. Immer befinden sich außerhalb der Moskeen an den Säulengängen oder auch in besonderen Anbauten zahlreiche Brunnen mit fließendem Wasser. Denn man weiß, daß der Islam täglich eine bestimmte Anzahl von Waschungen vorschreibt, und daß namentlich kein Gläubiger das Bethaus betreten darf, ohne sich zuvor gründlich Hände, Füße und Gesicht gereinigt zu haben. Diese sehr zweckmäßige und wohlthätige religiöse Vorschrift hat zur Folge, daß die Türken, obgleich ihre Kleidung oft von Schmutz starrt, doch an ihrem Körper sehr reinlich sind, vielleicht das reinlichste Volk der Welt. Die scherzhafte Beschönigung, die unsere Schmierfinken für ihre Unsauberkeit abzugeben pflegen: es ist nur äußerlich, trifft für die Türken thatsächlich zu.

IX.

Selamlik.

Die Paläste Tschiraghan, Dolma Baghtsche und Beyler Bey. — Jildis Kiosk. — „Ich möchte doch nicht Sultan sein!" — Selamlik. — Absperrung. — Aufmarsch der Truppen. — Die schwarze Garde. — Kirchgang des Sultans. — Die Frauen. — Parade.

Die Großartigkeit des Städtebildes, dessen Eigenartigkeit eben in dem amphitheatralischen Aufbau zu beiden Seiten des Wassers, mit der wunderbaren Profilirung durch die Kuppeln und Spitzen, und in der einzigen Harmonie der Farben beruht, sowie in der unvergleichlichen Abtönung des Bunten mit dem dazwischengesprenkelten Tiefgrün der Cypressen und dem blendenden Weiß der Marmorbauten aus neuerer Zeit, wird noch verstärkt durch die zum Theil sehr imposanten öffentlichen Gebäude und durch die zauberhaften Marmorpaläste, die in der Tiefe an den Wassern des Goldenen Horns und des Bosporus liegen.

Von jedem dieser so schön und märchenhaft wirkenden

Prachtbauten weiß die Geschichte oder die Sage schaurig geheimnißvolle Geschichten zu erzählen. In einem dieser mit reichstem Schmuck gezierten Prachtgebäude, das so herrlich aus dem grünenden Park hervortritt und sich im blauen Bosporus spiegelt, wird der des Thrones entsetzte Bruder des jetzigen Sultans, der an Säuferwahnsinn leiden soll, gefangen gehalten. Die Absperrung wird mit orientalischer Gründlichkeit durchgeführt. Der unglückliche Insasse hat für die Welt aufgehört zu sein. Ein starkes militärisches Detachement, das da als Wache dient, vereitelt jede Möglichkeit einer Communication mit dem entthronten Herrscher; nach der Seite des Wassers zu sind überdies noch Kanonen aufgepflanzt, die jeden Annäherungsversuch vom Bosporus her mit Erz und Feuer bewillkommnen würden.

Dieser Marmorpalast, Tschiraghan, ist im Stile der sogenannten neutürkischen Renaissance erbaut, mit überladener Ornamentik, überreich an lustigem und erfreulichem Schnörkelwerk, in seinen Verhältnissen und in seiner wunderbaren Lage von geradezu bezaubernder Wirkung. Von der sinnverwirrenden Pracht der inneren Räume erzählt man Wunderdinge.

Dem Tschiraghan-Palast kommt an malerischer Wirkung nur einer gleich: der Palast Dolma Baghtsche,

der durch ein herrliches Gitterwerk vom Bosporus abgeschlossen ist. Auch hier sind die Façaden mit steinernem krausem Schnörkelwerk ganz überladen, und ein strenger Kunstrichter wird gewiß sehr berechtigte Einwendungen erheben dürfen. Aber diese marmornen Capricen, in denen sich die Stile aller Zeiten und aller Länder neckisch und kosend umschließen, diese Säulenbauten mit ihren reizenden Nischen, mit ihren fein durchbrochenen Galerien, in denen willkürlich Motive des maurischen Stils mit dem hellenischen und der italienischen Renaissance sorglos zusammengewürfelt sind, machen doch einen ganz herrlichen Eindruck. Es sind wahre Märchenschlösser, zu deren Füßen die blauen Wasser rauschen, und die im Sonnenschein blendend weiß von dem blauen Himmel sich loslösen.

Auf der asiatischen Seite wetteifert noch der Palast von Beyler Bey in der Schönheit seiner Wirkung mit den eben genannten beiden Palästen. Der Beyler Bey Palast, der unserm unglücklichen Kaiser Friedrich zur Zeit, da er als Kronprinz der Gast des Sultans war, zur Residenz überwiesen war, ebenfalls ein weißer Marmorbau in orientalischem Renaissancestil, übertrifft die beiden vorher genannten vielleicht noch durch die vornehme Ruhe und den Geschmack der Stirnseiten. Ob dieser

unvergleichlich schön gelegene Prachtbau jetzt benutzt wird, habe ich nicht erfahren können.

Immer wieder wird der Fremde dadurch überrascht, wie selten ihm in Konstantinopel genügende Auskunft auf die nächstliegenden Fragen gegeben werden kann. Man nimmt an, daß in diesem oder jenem der Bosporus-Paläste Frauen des Sultans in ihrer seltsamen Abgeschlossenheit ihr Dasein verbringen, aber man weiß es nicht genau. Alles, was die Person des Sultans betrifft, Alles, was seinen Hausstand angeht, ist mehr oder minder geheimnißvoll. Die Wenigen, die vielleicht darum wissen können, werden verlegen und scheu, wenn das Gespräch zufällig diese Fragen streift. Es erscheint unter diesen Verhältnissen beinahe verwunderlich, daß man überhaupt weiß, wo der Sultan residirt.

Das kaiserliche Palais, der Jldis-Kiosk, liegt am östlichsten Ende von Konstantinopel, oberhalb des Tschiraghan-Palastes, von dem es durch einen dichten, schattigen Park getrennt ist. In diesem Parke liegen auch verschiedene Harems, in denen die dem gegenwärtigen Herrscher nächststehenden Frauen, also seine Mutter und das bevorzugteste seiner Weiber, ihr fürstlich eingerichtetes Hauswesen haben. Selbstverständlich wird der Park von Jildis mit seinen Geheimnissen den Blicken der

Profanen entzogen. Auch die hohen Staatswürdenträger, die Botschafter u. s. w., die vom Sultan im Kiosk empfangen werden, bekommen davon nicht mehr als gerade nöthig zu sehen, also wohl nur die Wege, die zum Kiosk führen, und die Empfangsräume. Hier verbringt der Großherr seine wenig beneidenswerthen Tage, ein in Herrlichkeiten lebendig Begrabener, ein Gefangener in goldfunkelndem Käfig. Die fröhliche Auffassung des Studentenliedes:

„Der Sultan lebt in Saus und Braus,
Er wohnt in einem großen Haus
Voll wunderschöner Mägdelein.
Ich möchte doch auch Sultan sein. . . ."

mit der lustigen Gegenstrophe:

„Doch nein, er ist ein armer Mann,
Er lebt nach seinem Alkoran,
Er trinkt nie einen Tropfen Wein.
Ich möchte doch nicht Sultan sein!"

erweist sich als recht wenig zutreffend. Ach, wenn es sich nur um das Verbot des Weines handelte! Aber der unglückliche Mann hat wahrhafte Höllenqualen zu erdulden. Von der beständigen Todesfurcht gefoltert, Allen mißtrauend, ohne eine einzige heitere Stunde, in seinem eigenen Palaste zitternd, und bangend, wenn er genöthigt ist, mit der Außenwelt in Berührung zu treten, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ängstlich bewacht und

doch nicht geschützt — so lebt der gefürstete Jammermann inmitten des berauschenden Luxus unter dem herrlichsten Himmel, in den kostbarsten Gemächern, von aller Pracht und Herrlichkeit der Welt umgeben, als der Elendeste aller Sterblichen. Widerwillig wird er allwöchentlich regelmäßig einmal, und außerdem noch einigemal im Jahre bei besonders hohen Festtagen, aus seinem Versteck aufgescheucht. An jedem Freitag ist das sogenannte Selamlik, der Kirchgang, der Tag, an dem der Sultan die Moskeen besucht. Es versteht sich, daß er es nicht gewagt hat, eine der schon vorhandenen Moskeen zu benutzen; er hat sich vielmehr eine besondere Moskee in Jildis bauen lassen, in unmittelbarer Nähe seines Wohnsitzes.

Die Absperrungsmaßregeln, die an diesem Tage getroffen werden, haben zugleich etwas Tieftrauriges und Lächerliches. Um ihn, den einen Mann, die paar Schritt von seiner Wohnung bis zur Moskee gefahrlos machen zu lassen — natürlich im Wagen, der gewöhnlich sogar geschlossen ist, und um den so und soviele Reisige zu Roß mit blitzendem Schwert umherschwirren —, werden ein paar Regimenter auf die Beine gebracht! Das ganze Stadtviertel wird abgeschnitten. Da dies die einzige Möglichkeit ist, den Sultan zu sehen, so versäumt kein Fremder die Gelegenheit, sich den Zutritt zu

dem am Eingange des Jildis-Parkes, der Moskee gegenüber, liegenden Häuschen zu verschaffen. Große Schwierigkeiten macht das nicht. Die Vertreter der fremden Mächte geben ihren Staatsangehörigen mit großer Bereitwilligkeit Empfehlungen, und diese werden von den in der Form so verbindlichen und zuvorkommenden türkischen Behörden in artigster Weise berücksichtigt.

Schon zu früher Stunde entwickelt sich an jedem Freitag um das Stadtviertel von Jildis herum ein reges militairisches Leben. Bis zum letzten Augenblicke wird es geheim gehalten, ob der Sultan in die kleine von ihm selbst erbaute Moskee fährt oder in der tiefer gelegenen Beschiktasch-Moskee seine Andacht verrichten wird — Alles aus Furcht vor Attentaten. Alle Wege und Stege, die zu den beiden Moskeen führen, wimmeln von Polizisten und Truppen. In den Vormittagsstunden werden alle Straßen dieses östlichen Theils von Konstantinopel wie ein bedenklicher Weg in Feindesland vollkommen militairisch besetzt. Damit diese Leibwache in großartigstem Stile und von unerhörtem Umfange ihre wahre Bestimmung nicht allzu aufdringlich erkennen lasse, ist mit dem Kirchgang eine regelmäßige Truppenbesichtigung verbunden. Das militairische Aufgebot wird also unter dem Vorwande einer Wochenparade gestellt.

Wir durchfahren die engen Straßen, auf deren beiden Seiten Soldaten aller Waffengattungen ein dichtes Spalier bilden. Unser Wagen wird einigemal angehalten, aber wir gelangen doch ohne ernsthafte Behelligung schließlich an unser Ziel. Wir treten in den vergitterten, geheimnißvollen Jildis-Park ein. Zu unserer Rechten sehen wir die hübsche, saubere kleine Moskee, die der gegenwärtige Sultan Abdul Hamid zu seinem Privatgebrauche errichtet hat — einen geschmackvollen Kuppelbau mit nur einem Minareh. Zur Linken befindet sich das kleine Dienstgebäude, dessen im ersten Stockwerk gelegene Räume den von ihren Vertretern empfohlenen Fremden zur Besichtigung des Schauspiels vom Sultan zur Verfügung gestellt werden. Wir sind die Gäste des Monarchen; man bietet uns Erfrischungen und Cigaretten an. Die Fenster stehen ganz offen, und wir haben von da einen sehr guten Ueberblick über den gesammten Schauplatz.

Der Platz vor dem Gitter zum Parke, über den wir eben gekommen sind, ist von türkischen Reitern abgesperrt. Da halten nur die Wagen, die die Fremden hierhergeführt haben. Hinter den Reitern wogen die dichten Haufen der Bevölkerung, die allerdings von dem

späteren Aufmarsch der Truppen genug sehen werden, aber vom Zuge des Sultans so gut wie nichts. Auf dem Platze vor unserm Hause stehen nur wenige Soldaten. Gerade vor uns ist das Gitter, das den Vorplatz zur Moskee absperrt. Hier plaudern jetzt noch die höheren Offiziere, die Paschas und hohen Würdenträger, während sich um die Moskee selbst herum einige der unteren Hofbeamten und Diener mit den Vorbereitungen zu schaffen machen.

Wir sehen, wie über die weiße Marmortreppe, die zu einer kleinen Thür hinaufführt — das ist der Eingang, den der Sultan benutzt —, ein prachtvoller Teppich gebreitet wird. Nachdem der Raum vor der Moskee auf das Allergründlichste und Sorgfältigste gereinigt worden, so daß keine Unebenheit, kein Steinchen, kein abgefallenes Blatt zu sehen ist, wird der Teppich mit unglaublicher Sorgfalt gereinigt und gebürstet. Der Islam schreibt diese bis in's Kindische getriebene Säuberung vor. Wenn wir uns den heillosen Zustand der Straßen von Konstantinopel in diesem Augenblick vergegenwärtigen, an diese Schmutz- und Kehrichthaufen denken, die uns überall den Weg versperren, und sehen, wie hier der Platz unter freiem Himmel und der Teppich mit einer Aufmerksamkeit und Genauigkeit gereinigt

werden, die eine holländische Putzstube beschämen könnte, dann wird es uns schwer, ein Lächeln über diese tollen Widersprüche zu unterdrücken.

In der Mittagsstunde beginnt nun der Aufmarsch der Truppen. In ihrem Paradeanzuge, der zu dem gewöhnlichen schmutzigen und zerlumpten Dienstanzuge wieder den ergötzlichsten Gegensatz bildet, sind die Soldaten kaum wiederzuerkennen. Einer der bekanntesten deutschen Paschas, dem gegenüber ich meine Verwunderung darüber aussprach, wie man dieselben Soldaten, die doch, nach der Parade zu schließen, wissen müßten, was Sauberkeit im Dienste heißt, in ihren bestaubten, fleckigen, schlecht oder gar nicht geflickten Uniformen, wie ich sie in der Provinz gesehen, herumlaufen lassen könne, sagte mir: „Die zerlumpten und im Aeußern so vernachlässigten Truppen sind mir lieber als diese Paradesoldaten.“ Uebrigens ist die Garnison von Konstantinopel für die Parade vortrefflich eingedrillt. Die Leute marschiren im Allgemeinen stramm und gut. Man darf natürlich nicht an einen preußischen Parademarsch denken, aber sie halten sich doch gut, gehen leicht und sicher und machen einen bessern Eindruck, als z. B. die französischen Soldaten bei der Revue. Am günstigsten wirken die Marineinfanteristen, die sich auch im letzten Feldzuge besonders

ausgezeichnet hatten, und deren Fahne vom Sultan mit dem Großkreuze seines Ordens decorirt worden ist. Es sind schöne kräftige Männer. Die Uniformen der Marine haben unter allen Völkern eine große Aehnlichkeit mit einander, und auch die der türkischen Marineinfanteristen erinnert an die vorbildlich gewordene englische Marineuniform. Das Fez, das alle türkischen Soldaten gleichmäßig tragen, also auch die Marinesoldaten, wirkt hier besonders eigenthümlich.

Die schwarze Garde der Zuaven hat um das Fez einen dunkelgrünen Turban geschlungen. Mit ihren kurzen rothen Jacken, den weiten bauschigen Kniehosen und den Gamaschen haben diese Zuaven, die zum größten Theil aus Schwarzen bestehen — die Offiziere sind, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ohne Ausnahme Neger —, die kleidsame orientalische Tracht am reinsten bewahrt. Vier hochgeschossene schwarze Sappeurs, die anstatt des Säbels das Beil tragen, schreiten der Truppenabtheilung voran. Die Garde zeichnet sich durch besondere Straffheit im Parademarsch aus. Die Leute marschiren tadellos. Aber sie sind vor Allem Schautruppen; die viel unansehnlicheren Truppen der Linie werden von Kennern in Bezug auf ihre Feldtüchtigkeit viel höher gestellt.

Von allen Waffengattungen, also Infanterie, Artillerie zu Fuß, Marine und Cavallerie, ziehen starke Abtheilungen auf. Die Musik sondert sich von den einzelnen Abtheilungen ab und nimmt ihre Aufstellung auf einem Hügel, gegenüber der sehr malerisch gelegenen Moskee von Jildis.

Man hat dieser Moskee eine eigens für das militairische Schauspiel bestimmte Umgebung geschaffen. Der Boden baut sich terrassenartig in verschiedenen Abstufungen der Moskee gegenüber oberhalb des für die Musik bestimmten Hügels auf. Auf diesen verschiedenen Terrassenabsätzen gruppiren sich nun wie in einem Opernaufzuge die zur Parade befohlenen Truppen.

Kurze Zeit nachdem diese malerische Aufstellung vollendet ist, entsteht eine gewisse Bewegung. Nun ist das ganze Terrain von Truppen abgesperrt. Auf dem Vorhofe zur Moskee, rechts am Eingange des Gitters, haben die Würdenträger, die Minister und Paschas in ihren goldüberladenen reichen Uniformen Aufstellung genommen. Plötzlich schmettert die Musik los, und man vernimmt aus der Ferne, immer näher und näher kommend, scharf rhythmisch eingeübte Hochrufe auf den Padischah.

Gleichzeitig wird oben auf der Galerie des Minarehs

der Muezzin, der Aufrufer zum Gebet, sichtbar, und wir hören nun seine eigenthümliche, ein wenig meckernde, aber wohllautende Stimme, die sehr stark anklingt und in den sonderbaren Rhythmen des Orients mit reichlichen Triolen die Gläubigen zum Gebete lockt. Sein heller starker Ruf wird bisweilen gedeckt von dem musikalischen Jubel da unten und von dem brausenden Hoch, das sich von weit her mit dem Wagen des Sultans nähert. Aber in den kurzen Pausen, die entstehen, vernimmt man immer wieder und wieder des Muezzin hohe, starke, meckernde Stimme und den eigenthümlichen Gesang. Dieser Ruf zum Gebet, der bald von dem martialischen Lärm übertönt wird, bald wieder deutlich vernehmbar klingt, macht einen ganz wundersamen und starken Eindruck. Ich wundere mich, daß diese außerordentliche musikalische Wirkung noch nicht künstlerisch nachgebildet worden ist. Diese eine Tenorstimme von der Höhe des Minarehs herab, in vollständiger Selbstständigkeit des Gesanges, in einer andern Tonart als die rauschende Instrumentalmusik in der Tiefe — es hat etwas merkwürdig Feierliches und Ergreifendes.

Schmetternde Trompetensignale verkünden den nahenden Zug des Sultans. In mäßigem Tempo, in

halb offenem Wagen, von schönen feurigen Rossen gezogen, fährt der Sultan vor. Um den Wagen tummeln sich die Beamten des Hofstaats in überreichen, prachtvollen, goldüberladenen Uniformen und Livreen: die Kutscher mit den rothen Sammetjacken, von Gold starrend, daneben die Stallknechte in blauer Sammetjacke mit zahllosen goldenen Knöpfen und reichsten Goldstickereien, die auch an den blauen bauschigen Hosen und den Gamaschen in Ueberfülle wiederkehren. Der Sultan in einfachem schwarzem, bis oben zugeknöpftem Rock ohne alle Stickerei, das Haupt mit dem Fez bedeckt, wirkt in all dieser Pracht, in diesem Schimmer der prächtigsten Farben, in diesem Gefunkel von Gold und Silber merkwürdig anspruchslos. Immer wiederholt sich der scharf cadencirte Ruf: „Es lebe der Padischah!“ Alle Häupter neigen sich tief, während er vorüberfährt. Die hohen Staatsbeamten, Minister und Paschas, die ihn am Gitterthor zum Vorhof der Moskee erwarten, stoßen denselben Ruf aus und grüßen in der uns so seltsam berührenden orientalischen Art: mit tiefster Neigung des Kopfes, während sie mit der rechten Hand fast den Erdboden berühren, sie dann an die Stirn führen und endlich langsam herabgleiten lassen. Man weiß, daß dieser Gruß symbolisch heißen soll: „Ich

nehme den Staub von Deinen Füßen, führe ihn an Stirn, Mund und Herz.“

In wenigen Secunden ist der Weg über den kleinen Vorhof zurückgelegt, der Wagen hält, der Sultan steigt aus und schreitet über die mit Teppichen belegte Treppe zur Moskee hinauf. Alles in Allem haben wir etwa fünfundzwanzig bis dreißig Secunden das Vergnügen gehabt, den Sultan von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Nachdem der Sultan durch die enge Pforte in die Moskee eingetreten ist, merken wir, daß noch zwei andere Wagen ihm gefolgt sind. Von diesen werden jetzt die Pferde ausgespannt, und neben den Thüren der Wagen stellen sich Eunuchen auf. Wir erfahren, daß sich in diesem Wagen die Damen des Sultans befinden, seine Mutter, seine Frau oder Frauen, seine Töchter — wenn er Töchter hat, wir wissen es nicht —, die den Großherrn zur Moskee begleiten, aber nicht eintreten dürfen, und deren Tugend wie zu jeder Stunde, so auch jetzt von den Eunuchen gehütet wird. Zur größeren Sicherheit läßt man auch die Pferde ausspannen, damit die Damen nicht etwa einen Fluchtversuch unternehmen.

Der Rufer zum Gebet, der zunächst nach Mekka hin und dann nach den anderen Himmelsgegenden seine

Aufforderung hat erklingen lassen, ist von der Galerie verschwunden. Der Gottesdienst währt nicht lange, etwa zwanzig Minuten. Nun öffnet sich ein Fenster der Moskee, das dem kleinen Hügel und den Terrassen gerade gegenüber liegt; das ist das Zeichen, daß jetzt der Sultan am Fenster Platz genommen hat, und der Vorübermarsch der Truppen beginnt. In derselben Ordnung, wie sie vorher ihre Aufstellung genommen haben, ziehen sie jetzt vor dem Padischah vorüber und salutiren, sobald sie in die Nähe des Fensters kommen. Die Musik spielt während der ganzen Zeit denselben Marsch. Es ist ein hübsches militärisches Schauspiel, aber doch nichts Außergewöhnliches.

Nachdem es beendet ist, verläßt der Sultan die Moskee, besteigt einen andern Wagen, eine leichte Kalesche, und ergreift selbst die Zügel der Pferde. Wieder umgiebt ihn die goldstrahlende Escorte, und nun geht es in ziemlich scharfem Trabe nach dem Kiosk zurück. Inzwischen sind die Pferde an den beiden Wagen, in denen die Damen sitzen, wieder angeschirrt und diese folgen dem Sultan. Jetzt durchbricht eine wilde Schaar von Bettlern und Krüppeln den militairischen Cordon, und Alles stürzt den Wagen der Damen nach. Diese, natürlich in dichtester Verhüllung,

werfen aus den offenen Wagenfenstern kleine Kupfer- und Silbermünzen, und ein allgemeines Gebalge bezeichnet den Weg, den die anmuthigen Wohlthäterinnen genommen haben.

Das ist das Selamlik, das ist die einzige Stunde der Woche, in der der Sultan aus der geheimnißvollen Weltabgeschiedenheit des Jildis-Palastes heraustritt, um sich den Priestern seines Glaubens, seinen Soldaten und in angemessener Entfernung den Fremden und einigen wenigen begünstigten seiner Unterthanen zu zeigen.

X.

Heilige und profane Stätten.

Nächtlicher Gottesdienst in der Agha Sofia. — Das Innere. — Die Veränderungen. — Der große Bazar. — Ein Geschäft mit Isaak.

Die Geheimthuerei war in früheren Zeiten noch viel stärker. Namentlich war es ehedem für Andersgläubige eine Unmöglichkeit, die dem Dienste des Islam geweihten Stätten zu betreten. In dieser Beziehung ist man jetzt viel duldsamer geworden. Da ich während des Ramazan in Konstantinopel war und in diesem heiligen Monat in allen Moskeen, deren Galerien am Abend mit einem leuchtenden Kranze von Lämpchen geschmückt werden und auf deren Höhen oft ebenfalls in Lampions heilige Schriftzeichen in die Nacht strahlen, allnächtlich Gebete zu Allah und dem Propheten gesandt werden, so war es für mich von großem Interesse, die schönste aller Moskeen, die Agha Sofia, während eines solchen nächtlichen Gottesdienstes zu besuchen. Die Sache machte sich ohne alle Schwierigkeit, es war eine einfache

Frage des Trinkgelds. Der Dragoman ließ unsern Wagen an einer kleinen Seitenthür vorfahren. Der verständnißvolle Wächter, dem die seinen Erwartungen entsprechende Summe in die Hand gedrückt wurde, ließ uns ohne Weiteres ein und geleitete uns auf einer spärlich beleuchteten breiten Treppe zu der sehr hoch gelegenen obersten Galerie hinauf, die jetzt keinem andern Zweck zu dienen schien, als den Fremden die Besichtigung der Sofia bei Beleuchtung und der Gläubigen in ihren andächtigen Uebungen zu gewähren.

Man hatte mir gesagt, daß die Moslem die Fremden in ihren Moskeen sehr ungern sehen, und daß sich diese vor einer jeden Störung sorglich zu hüten hätten. Es hätte dieser Mahnung gar nicht bedurft, um meinen Begleiter und mich zur äußersten Vorsicht und Discretion zu bestimmen. Aber thatsächlich erwiesen sich diese wohlgemeinten Verhaltungsmaßregeln als recht überflüssig. Es ging da oben auf der Galerie während des Gottesdienstes gerade so gemüthlich und zwanglos zu, wie in den italienischen Kirchen. Man verlangte von uns nicht einmal die gebotene Fußreinigung. Während wir uns mit äußerster Vorsicht auf den Fußspitzen in dem heiligen Raum bewegten, traten unser rechtgläubiger Dragoman und der Tempeldiener so fest auf und mäßigten ihre

Stimme so wenig, daß wir dadurch in Verlegenheit gerietHen und unsern Dragoman bitten mußten, sich etwas ruhiger zu verhalten.

Der gewaltige und imposante Raum machte in der wundervollen goldigen Beleuchtung von tausenden von Lampen einen ganz herrlichen, ergreifenden, weihevollen Eindruck. Einen tieferen habe ich von keinem Gotteshause empfangen. Von der Galerie fällt unser Blick zunächst auf das mächtige Schiff, über dessen Mitte sich die großartige Kuppel wölbt, deren unterer Kranz von einer großen Anzahl, ich glaube vierzig oder fünfzig, gewölbten Fenstern gebildet wird. Die halbkreisförmige Apsis, die zwischen zwei großen Nischen nach dem Osten zu den Bau abschließt, ist, wie alle Theile dieses unvergleichlichen Bauwerks, gewölbt. Die Seitenschiffe, die sich rechts und links an das Hauptschiff anschmiegen, sind von diesem durch mächtige Säulen aus edelstem Marmor geschieden. Die Kapitäle dieser Säulen sind in reichster byzantinischer Ornamentik, ebenso wie die Bogen, die sie tragen. Die acht Hauptsäulen, je vier zur Rechten und zur Linken des Hauptschiffes, sind aus dunkelgrünem Marmor gefertigt, und aus demselben Material auch die zwölf kleineren Säulen des oberen Geschosses, je sechs auf jeder Seite. In dem ganzen

Raum befinden sich über hundert Säulen aus Marmor oder Porphyr. Die kleineren, welche am Rande der oberen Galerie zwischen den mächtigen Pfeilern aufgestellt sind, hat man zu Kandelabern verwerthet.

Aber nicht das Einzelne, das den Fachmann begeistern mag, das Ganze ist es, das die Sinne des Laien mit Macht gefangen nimmt und überwältigt: diese Vereinigung von riesigen Wölbungen in wunderbarster Gliederung, diese Schönheit und Großheit in den Verhältnissen! Man fühlt sich von dieser Majestät zunächst wie erdrückt, bald aber von der vornehmen Ehrwürdigkeit wieder aufgerichtet und erhoben. Wenn diese Kirche, das edelste und stolzeste Denkmal der byzantinischen Kunst, der, wie Salzenberg sagt, an Kühnheit der Wölbungen, an Wirkung, an Pracht des Innern kein Bauwerk ähnlicher Art vor und nach ihm gleicht, am Tage beim Spiel der Lichter, die durch die zahllosen Fenster in unbeschreiblichem Reize in das Innere hineinfluthen, den Beschauer magisch berückt, so wirkt sie bei der sanften, milden einheitlichen künstlichen Beleuchtung in der Nacht vielleicht noch feierlicher.

Die herrlichen Mosaiken, mit denen die Kuppel ausgelegt ist, figürliche Darstellungen auf Goldgrund, sind, da der Islam die Abbildung alles Figürlichen in

den Moskeen verbietet, übertüncht. Hie und da hat sich die Kalkschicht gelockert, und man erkennt noch einige Figuren, so die Flügel der Engel in den Zwickeln der Hauptkuppel. Die Figuren selbst sind mit einer rohen Ornamentik überstrichen. Der Hauptschmuck des Innern ist auf diese Weise zerstört worden. Ich gab natürlich gelegentlich, wie jeder Fremde, meiner Entrüstung über diese vandalische Verunstaltung einen sehr energischen Ausdruck. Ein gebildeter Archäologe widersprach mir indessen. Er erinnerte mich daran, daß gerade die christlichen Kreuzfahrer mit den schönen Denkmälern des heidnischen Alterthums in ihrem Glaubensfanatismus ganz anders umgesprungen, und daß die von diesen angerichteten Schäden für die Welt unersetzliche Verluste geworden wären. Die Türken seien im Gegentheil im Allgemeinen sehr schonend mit den ihrem Glauben entgegenstehenden Kunstwerken verfahren; sie hätten die Mosaiken nicht zerstört, sondern nur übertüncht. Unter der Kalkschicht, die sie jetzt bedecke, seien viele sicherlich noch bis zur Stunde in vortrefflichem Zustande, und sie würden dereinst, wenn sie von dieser häßlichen Umhüllung befreit sein würden, zu neuer ungeahnter Herrlichkeit erstehen.

Ich hütete mich natürlich, dieser Autorität zu wider-

sprechen, obwohl meine bescheidenen Erfahrungen nicht in völligem Einklange mit dem Ausspruche des gelehrten Archäologen standen. Als ich nämlich oben auf der Galerie der Sofia war, trat einer der Moskeendiener an mich heran und reichte mir eine ganze Hand voll Mosaikstückchen in allen Farben, goldene und bunte. Ich wußte gar nicht, was der Mann damit wollte. Da erklärte mir denn der Dragoman, daß mir diese kleinen Würfel zur Erinnerung an meinen Besuch der Sofia angeboten würden, und daß der Mann ein Trinkgeld erwarte. Ich nahm die Stückchen, die ich jetzt noch besitze, kleine viereckige, durchsichtige Mosaikbrocken, und da er mit dem Trinkgeld, das ich ihm gab, sehr zufrieden zu sein schien, kam er nach einigen Minuten wieder, hatte wieder die Hand voll und bot auch einem Andern dasselbe sinnige Erinnerungszeichen an. Das Geschäft ging gut, Jedermann nahm von diesen Mosaikwürfelchen. Und es reizte nun meine Neugier, zu sehen, wie sich der Mann diese kleinen Dinger verschaffte. Ich ging ihm nach. Die Sache war sehr einfach: er trat an eine der Wölbungen heran und polkte die Würfelchen los. Er hatte auf diese Weise in gewinnsüchtiger Zerstörung schon eine sehr große Fläche des Mosaikschmuckes völlig entkleidet. Wenn dieser biedere Hüter des Tempels

seines Amtes noch lange waltet, so wird bald ein ganzes Gewölbe der oberen Galerie seines ehrwürdigen Schmuckes beraubt sein.

Die für den muhamedanischen Gottesdienst im Innern der Agha Sofia vorgenommenen Einrichtungen nehmen sich in der gewaltigen Größe des Baues ganz erbärmlich klein und kümmerlich aus. Der einzige „Schmuck", den die Moslem in der Sofia angebracht haben, ist von äußerster Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit: im Obergeschoß hat man an den Pfeilern acht große runde Schilder befestigt, dunkelgrün, mit goldenen arabischen Buchstaben, die Koransprüche enthalten. Diese Präsentirteller sehen in ihren schreienden Farben niederträchtg aus und fallen durch ihre Plumpheit und Rohheit durchaus aus der feierlich würdigen Stimmung des Ganzen.

Die Muhamedaner wenden sich, wie man weiß, bei ihren Gebeten in der Richtung nach Mekka zu. Die christlichen Erbauer der Agha Sofia haben sich natürlich um Mekka nicht gekümmert, und bei der Umgestaltung der christlichen Kirche zum muhamedanischen Gotteshaus hat man nun die ganze innere Einrichtung für den Dienst des Islam in einen häßlichen Widerspruch zur architektonischen Anlage der altchristlichen

Kirche bringen müssen. Der Altar, welcher auf Mekka zugewandt ist, der sogenannte Mihrab, hat schief gestellt werden müssen und steht nun nicht mehr genau in der Mitte der Apsis. Alle Strohmatten und Gebetteppiche im Schiff sind in paralleler Richtung mit dieser Mihrab, also schief gelegt. Es sieht wunderlich und unschön aus. An der Seitennische links von der Apsis befindet sich die Loge des Sultans, ein von schlanken Säulen getragener, überdachter und mit einem sonnenartigen Schmuck gekrönter Bau, der durch ein dichtes, reiches, arabeskenartiges goldenes Gitterwerk abgeschlossen ist. Gegenüber, an dem Hauptpfeiler rechts von der Apsis, führt eine schmale steile Treppe zu der in einen hohen spitzen Thurm auslaufenden Kanzel hinauf. Im Hauptschiff sind an den Pfeilern noch einige ebenfalls von Säulen getragene Tribünen, auf denen sich während des Gottesdienstes die Softas und Geistlichen versammeln, die die Gebete ausrufen und die Sprüche aus dem Koran vorlesen. In der Nacht, in der ich die Agha Sofia besuchte, waren alle Tribünen vollbesetzt. In schrägen Reihen, dicht nebeneinander, hockten auf den Strohmatten und Teppichen die Gläubigen, die den gewaltigen Raum des Mittelschiffes vollkommen füllten. Aus der Tiefe erklang eine merkwürdige

Stimme in für mich unverständlichen Lauten, ein seltsam feierlicher Singsang, wieder mit jenem gurgelnden zitternden Beiklang, wie ich ihn schon von dem Muezzin beim Selamlik gehört hatte. Während diese Stimme ertönte, führten die Gläubigen im Schiffe der Kirche und die Theologen auf den Tribünen mit ganz erstaunlicher Präcision gleichzeitige Bewegungen aus. Wohleinexercirte Truppen hätten es nicht genauer machen können. Bald streckten sie die Hände, mit den Handflächen nach oben, von sich, bald kreuzten sie die Arme über der Brust, bald bogen sie den Oberkörper nach vorn, bald duckten sie sich ganz nieder, so daß ihre Stirn den Boden berührte. Und bei jeder dieser, von vielen Hunderten, vielleicht von Tausenden gleichzeitig ausgeführten Bewegungen entstand naturgemäß ein seltsames Rauschen, das durch die hohen Wölbungen hallte. Im ersten Augenblick kamen mir diese Aeußerlichkeiten recht weltlich vor, wie eine Art schwedischer Heilgymnastik, aber nachdem ich nur wenige Minuten von der Höhe herab die Betenden in ihren eigenthümlichen Stellungen und Beugungen betrachtet hatte, erschien mir diese Art, seinem Gott zu dienen, nicht befremdlicher als jede andere. Der tiefe Ernst und die Andacht, mit denen die Muhamedaner ihren

frommen Uebungen oblagen, machte einen feierlichen Eindruck.

An die Agha Sofia sind, wie auch an die anderen Moskeen, verschiedene Mausoleen angebaut, die sogenannten Turben, die Grabstätten der Sultane und der Sultaninnen, — Kuppelbauten, die mitunter mit köstlichen Fayencen bedeckt sind, und in denen die in der Form nicht gerade schönen, hundehüttenartigen Katafalke, die mit den herrlichsten und prächtigsten Teppichen bedeckt sind, stehen. Am Kopfende befinden sich auf einer runden Stange zur Kennzeichnung der männlichen Todten große Turbane.

Wie ich einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in das kirchliche Treiben gewonnen hatte, so reizte es mich natürlich auch, das weltliche kennen zu lernen; und ich muß sagen, die Stunden, die ich im Bazar verbracht habe, gehören mit zu den interessantesten meines Aufenthals in Konstantinopel.

Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, woher die Käufer alle kommen sollen, um den Ansprüchen der Verkäufer im Orient zu genügen. In jedem Hause der belebteren Verkehrswege sind so und soviel Läden; alle Straßen werden von ambulanten Verkäufern vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchzogen.

Man sollte meinen, daß damit jeder Bedarf schon gedeckt sein müßte. Aber zu all dem kommt noch eine eigene mächtige Verkaufs- und Ladenstadt, der Bazar. Der große Bazar in Konstantinopel zählt sechsunddreißig Straßen und hat neun verschiedene Eingänge. Es ist ein Labyrinth, in dem sich kein Mensch ohne Führer zurechtfindet. Diese ganze Verkaufsstadt ist überwölbt. Das Licht fällt von oben durch kleine Kuppeln ein, — ein gedämpftes, halb graues, aber nicht unangenehmes Licht. Der Bazar ist nur während der Tagesstunden geöffnet. Laden reiht sich an Laden. Es sind nur Verkaufsläden, die Verkäufer wohnen nicht dort. Es sind Gewölbe und Lauben, wie sie sich auch bei uns noch in einigen alten Städten erhalten haben.

„ . . . Nach dem Bazar sollt Ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunstgebild."

Es sind nicht nur Mohren, es sind vielmehr hauptsächlich Juden des Orients, die da ihre Waaren feilhalten. Und was verkaufen sie! Alles, aber auch Alles! Das Nothwendige und das Entbehrliche, die erbärmlichste Schleuderwaare und die auserlesensten Kunstwerke, die Erzeugnisse der Wildheit und der höchsten Cultur aus alter und neuer Zeit — Alles, Alles!

Der Freund, der mich begleitete, ein Ingenieur, der seit langen Jahren in Konstantinopel ansässig ist, war ein kundiger Führer. Nachdem ich eine Viertelstunde mit ihm durch die verschiedenen Verkaufsstraßen gegangen war, fühlte ich mich wie in einem Taumel. Es schwirrte mir vor den Augen. Alles schien mir so neu, so befremdlich! Ich wandelte durch die engen Gassen im Dämmerlichte wie im Traum. Wo immer wir unsere Schritte verlangsamten oder stehen blieben, um uns dies oder das etwas genauer anzusehen, überall hatten wir sofort um uns zwei, drei dienstfertige Verkäufer, die die Herrlichkeit ihrer Waaren und deren Preiswürdigkeit rühmten und uns mit den verlockendsten Worten und unter der beständigen Zusicherung, daß wir nichts zu kaufen brauchten, dringend einluden, näher zu treten. Sie ließen sich auch durch unsere bestimmtesten Versicherungen, daß wir nichts kaufen wollten, nicht beruhigen; und wenn wir weiter gingen, so folgten sie uns noch minutenlang und wiederholten immer wieder ihr freundliches, allerdings etwas zudringliches Anerbieten.

Ich hatte für einige Freunde und für mich Einkäufe zu machen; wir hatten also ein bestimmtes Ziel. Wir brauchten etwa zwanzig Minüten, um bis zu dem Gewölbe, das wir suchten vorzudringen. Mein Freund

hatte mich dringend gebeten, mich auf keinen Fall in den Handel, den wir abschließen wollten, einzumischen: er allein werde die Unterhandlungen führen. Diese Mahnung wurde mir erst später verständlich, als ich bei der Erwerbung der einzelnen Waaren merkte, wie jeder Ankauf den Gegenstand eines besonderen Vertrages bildete, eines Vertrages, der übrigens auf den schwankendsten Unterlagen beruhte. Von diesem Feilschen macht man sich bei uns gar keine Vorstellung. Man ist in vollkommenster Unsicherheit, ob der Händler für ein Verkaufsobject, das er uns zeigt, fünf oder dreihundert Franken fordern wird. Ob und wie eine Einigung erzielt wird, auch das bleibt bis zum Abschlusse vollkommen fragwürdig. Diese Ungewißheit hat in gewissem Sinne etwas Reizvolles; mich wenigstens haben diese Verhandlungen königlich amüsirt.

Als wir in das Gewölbe eintraten, in dem wirklich alle Schätze des Orients aufgespeichert waren: Teppiche, Decken, Vorhänge, Stickereien und Gewebe aller Art, Waffen, Silberarbeiten, Nippessachen und Curiosen, begrüßte uns der Händler, der schlechtweg Isaak hieß, mit unterwürfiger Freundlichkeit. Meinem Freunde reichte er die Hand, und dankte ihm in etwas pathetischer und salbungsvoller Weise in gerade nicht akademischem, aber

doch ganz gut verständlichem Französisch für die Ehre des Besuchs. Während der folgenden sehr langwierigen Unterhandlungen, die wohl zwei Stunden in Anspruch nahmen, vielleicht noch mehr, und die den Verkäufer in keiner Weise zu ermüden schienen, bediente sich Isaak fast immer des vertraulichen Du. Es versteht sich, daß er auch von meinem Freunde geduzt wurde. Bevor wir noch einen Wunsch hatten äußern können, sagte uns Isaak:

„Setzt Euch! Wollt Ihr eine Tasse Kaffee, Chocolade oder Limonade trinken?"

Wir entschieden uns für Kaffee. Er bot uns Cigaretten an. Und als wir nun recht gemüthlich in dem kleinen überfüllten Raum saßen, erzählte uns Isaak zunächst allerlei interessante Sachen über seine Familie, klagte über die schlechten Zeiten, über die Niedertracht der Concurrenten, und über die sich immer mehr steigernde Sparsamkeit der Fremden. Mit einem feinen, kaum merklichen Uebergang, ohne irgendwelche Ueberhastung, lenkte er dann das Gespräch auf den eigentlichen Zweck unseres Besuchs.

„Ich bringe Dir einen Freund," sagte mein Begleiter, „der verschiedene Sachen ankaufen will. Aber Du darfst uns nicht betrügen."

Isaak blickte mit seinen treuherzigen braunen Augen lächelnd auf mich und machte eine milde Bewegung der Abwehr.

„Du weißt, ich bin ein guter Kunde,“ fuhr mein Freund fort, „und ich habe Dir schon für viele Tausende abgekauft.“

„Das weiß ich,“ antwortete Isaak. „Und der Himmel weiß auch, daß ich Dich dafür jeden Abend in meinem Gebete segne. Ich behandle Dich wie einen Freund und Deine Freunde wie meine Freunde. Ich will an Dir nichts verdienen. Jetzt kann man ja überhaupt nichts mehr verdienen. Ich will sogar Schaden erleiden, nur soll er nicht zu groß sein. Du brauchst mit mir gar nicht zu unterhandeln. Wähle Dir, was Du willst, nimm es mit und zahle mir, was Du willst. Du brauchst es auch nicht gleich zu zahlen, ich überlasse es Dir, die Zeit zu bestimmen. Du siehst, einen bessern Verkäufer findest Du nicht. Nun bitte, nimm Dir, was Du willst.“

Auf unser Verlangen legte uns Isaak zunächst einige orientalische Stickereien vor.

„Was verlangst Du für dieses Handtuch?“

Isaak betrachtete es eine Weile. „Den Fremden

verkaufe ich es für fünfzig Franken, Dir gebe ich es für fünfundvierzig."

„Aber Isaak, Du Erzschelm! Ich kenne ja Deine Auszeichnungen! Das ist ja nur mit zwanzig Franken markirt!"

„Aber Herr, wie könnt Ihr das sagen! Soll ich mein Geschäftsbuch vorholen? Hier steht die Nummer, ich werde es Dir zeigen."

Er holte wirklich eine Art Hauptbuch hervor und schlug die Nummer auf. Daneben stand in hebräischen Buchstaben für mich Unverständliches. Mein Freund konnte aber die hebräische Schrift lesen.

„Nun, Du siehst ja, da steht ganz deutlich zwanzig Franken!"

„Zwanzig Franken Einkaufspreis, ja! Aber weißt Du, wie ich zu dem Tuche gekommen bin? Ich habe es einer hungernden alten Frau abgekauft, und jetzt liegt es hier im Magazin seit langen Jahren. Das Tuch kostet heutzutage wenigstens fünfunddreißig Franken im Einkauf. Andere Artikel dagegen sind gesunken. Wie soll ich es nun machen, um das Gleichgewicht herzustellen? Wenn ich zufälligerweise einmal ein gutes Geschäft gemacht habe, soll das jetzt auch ein schlechtes werden? Sei doch billig und gerecht! Für zweiund=

vierzig Franken will ich Dir das Tuch lassen. Aber jeden Centime, den ich weniger dafür bekomme, raube ich meiner Familie."

„Also gut, ich gebe Dir zweiundzwanzig Franken."

„Gieb mir zweiundzwanzig Franken! Wenn Du es mit Deinem Gewissen vereinbaren kannst, gieb mir zweiundzwanzig Franken! Ich nehme Alles. Du brauchst mir sogar nicht einmal zweiundzwanzig Franken zu geben. Gieb mir zehn Franken, wenn Du willst! Was Du willst! Fünf Franken meinethalben! Aber wenn Du das Tuch siehst, oder wenn Dein Freund es dereinst betrachten wird, dann denkt an den armen Isaak, der durch diesen Handel schwer geschädigt ist! Denke an dessen Frau und Kinder! Aber was kümmern Dich meine Kinder! Wenn Dich Dein Gewissen nicht plagt, nun gut, so nimm das Tuch. Nimm es umsonst, ich schenke es Dir. Ich will keinen Heller! Du beleidigst mich, wenn Du mir dafür Geld giebst. Es ist mir eine Freude, es Dir zu schenken. Willst Du es aber kaufen, so gieb mir fünfundzwanzig Franken, damit ich zum mindesten für den Zinsverlust entschädigt werde."

„Zweiundzwanzig Franken! Behalte es, wenn Du es mir nicht zu dem Preise geben willst."

„So nimm es zu zweiundzwanzig Franken. Aber

ich bitte Dich, sprich nicht davon, ich will mich vor meinen Concurrenten nicht lächerlich machen. Sage es Niemand. Und auch Du," fügte er zu mir gewandt hinzu, „wenn Du das Tuch nimmst, und wenn man Dich nach dem Preise fragt, sage fünfzig Franken. Es ist fünfzig Franken werth, und ich gebe es nur fort, weil ich an Deinem Freunde schon früher etwas verdient habe. Heute will ich nichts verdienen. Ich trenne mich mit schwerem Herzen von dem Stück. Es ist mir lieb geworden. Aber bei den schlechten Zeiten darf das Herz nicht am Besitze hangen. Also nimm es."

So, in demselben Tone und unter ganz ähnlichen Bedingungen, wurde wohl über ein Dutzend anderer Gegenstände und mehr zwischen uns verhandelt. Bei jedem einzelnen Gegenstande wiederholten sich dieselben Scherze. Mit allen Eiden beschwor Isaak, daß er an jedem der verkauften Gegenstände erheblichen Schaden erleide, und daß er nur durch die Noth gezwungen werde, diese Verkäufe abzuschließen. Er erzählte uns schließlich auch eine Räubergeschichte über die dringenden Verpflichtungen, die er zu erfüllen habe, und er ergab sich seufzend in alle Gebote meines Freundes. Inzwischen ließ uns Isaak noch einmal Kaffee kommen und bot uns eine Cigarette um die andere an. Als die einge-

kauften Waaren aufgestapelt dalagen, zählte Isaak die ausbedungenen Preise zusammen. Mein Freund rundete die Summe um zweiunddreißig Franken nach unten ab, um eine gerade Zahl zu bekommen. Isaak seufzte wieder, diesmal feuchteten sich sogar seine schönen dunklen Augen und er schwor mir gar, er werde durch meinen hartherzigen Freund ruinirt. Aber damit war mein unersättlicher Begleiter noch immer nicht zufrieden, er verlangte für mich noch ein „Backschisch" eine Zugabe. Stöhnend wie ein schwer Verwundeter hob Isaak beide Hände gen Himmel.

„Aber Isaak, elender Wicht! Wir kaufen Dir hier für verschiedene hundert Franken Waare ab, und Du willst uns nicht einmal etwas zugeben!"

„Suche Dir aus, was Du willst. Du bist der Herr, ich bin der Knecht. Ich muß mir ja Alles gefallen lassen."

„Nein, Isaak, Du selbst sollst uns etwas aussuchen, und zwar etwas Hübsches."

Wiederum seufzte Isaak und sah sich in seinem Gewölbe um. Er schleppte allerhand Kleinigkeiten herbei, und ich entschied mich schließlich für einen damascirten Ladestock. Die Sachen wurden bei Seite gestellt, ich zahlte, und der Handel war abgeschlossen.

Nun änderte der ehrliche Isaak den Ton vollkommen. Nachdem er vorher beim Abschluß des letzten Kaufvertrags in wunderbarem Pathos geklagt hatte: „Als ich Dich mit dem Freunde hier eintreten sah, glaubte ich, dieser Tag würde für mich ein Freudentag sein; nun aber, dank Deiner Unerbittlichkeit, ist er für mich der Tag der tiefsten Trauer geworden" — lächelte er jetzt auf einmal wieder sehr vergnügt, wurde heiter und gemüthlich. Wir plauderten noch eine Weile, und endlich sagte mein Freund:

„Nun sage mir, Isaak, aber ganz ehrlich, sprich ausnahmsweise einmal die Wahrheit, — sage mir, was hast Du heute an uns verdient?"

„Verdient?" wiederholte Isaak höchlichst erstaunt. „Wie kann man an Dir etwas verdienen! Du willst mich offenbar höhnen. Verloren habe ich, viel verloren!"

„Das weiß ich ja! Aber wieviel hast Du trotz Deiner Verluste doch noch an uns verdient!"

„Auf mein Ehrenwort: kaum fünfundzwanzig Procent," schmunzelte Isaak, der diesmal vielleicht aufrichtig war, — vielleicht auch nicht. Hätten wir die geforderten Summen bezahlt, so hätte ich wenigstens das Dreifache des geleisteten Betrages erlegen müssen, vielleicht noch mehr. Die gekauften Gegenstände waren übrigens

wunderschön und nach meinen Begriffen durchaus preis-
würdig. Ich denke an den braven Isaak mit den rühren-
den braunen Augen und an dessen merkwürdige Rhetorik
mit wahrhaftem Vergnügen zurück.

XI.

Um Konstantinopel.

Die Mauern. — Fahrt nach der asiatischen Küste. — Moda und Kadiköi. — Der große Kirchhof von Skutari. — Die asiatische Türkenstadt. — Ein wunderlicher Heiliger.

Es wäre eine Vermessenheit, wollte ich jene stolzen Denkmäler aus der byzantinischen Zeit, die das ernste Studium des Archäologen erfordern, die ich aber nur mit dem Blick des Laien im Vorübergehen gestreift habe, in den Kreis meiner völlig anspruchslosen Aufzeichnungen ziehen. Für mich waren all diese Säulen und Obelisken, die jetzt lieblos der Verwahrlosung überlassen sind, diese Cisternen und Trümmer großartiger Bauten, vor Allem aber diese cyklopischen Mauern, mit denen Konstantin seine Hauptstadt befestigt hat, nur die beredten Zeugen der mächtigen Vergangenheit, ehrwürdig melancholische Wahrzeichen der gefallenen Größe.

„. . . Eine Lavarinde
Liegt aufgeschichtet über dem Gesunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung."

Diese Worte des Dichters werden uns mit einer Eindringlichkeit sondergleichen, namentlich durch die gewaltigen Mauern, in's Gedächtniß zurückgerufen. So viel auch zerfallen ist, das, was dem Sturm der Zeit getrotzt hat, ist noch von überwältigender Größe. Diese riesigen Steinaufschichtungen, aus denen jetzt das dicke Gestrüpp hervorwuchert und mächtige Bäume aufstreben, machen auf uns, wenn wir den großen Spazierritt um die Stadt unternehmen, der uns all die Schönheiten, die wir schon bewundert haben, wieder in neuem Lichte und in immer neuen Perspectiven zeigt, den unauslöschlichen Eindruck der grandiosen Verlassenheit.

Die Mauern haben eine Länge von nahezu sieben Kilometer und verbinden etwa hundertzwanzig meist viereckige Thürme miteinander. Seit langen Jahrhunderten hat man den kolossalen steinernen Ring bis auf wenige unerhebliche Strecken der langsamen Zerstörung durch die Zeit preisgegeben, hat man ruhig verfallen lassen, was eben verfallen ist, und keines Menschen Hand hat die rastlos schaffende Natur, die die Erde zwischen den Steinhaufen befruchtet, in ihrem versöhnlichen Erzeugungswerke gestört. Zu undurchdringlichem Gestrüpp hat sich das Unkraut verdichtet, und auf den Höhen schaukeln sich jetzt breitästige Bäume im Winde. Auf

unserm Erdtheil wüßte ich kaum einen Bau zu nennen, der die trotzige und doch vergebliche Auflehnung des Menschenwerkes gegen die unaufhaltsame Zerstörung durch die Zeit, der die Vergänglichkeit alles Irdischen in erschütternderer Weise zum Ausdruck brächte, als diese riesenhaften Ruinen.

Der wundersame Contrast zwischen der feierlichen Stille hier an den Mauern und dem wüsten Lärm in den engen Gassen, diese Nachbarschaft der schroffsten Gegensätze, tritt uns auch sonst in Konstantinopel oft in befremdlicher Weise entgegen. Mitten in den volkreichsten Gegenden finden wir die Trümmerhaufen, die unangetastet bleiben, und auf denen das Unkraut wuchert. Und inmitten des vollsten und lärmendsten Lebens der Großstadt finden wir die Ruhestätten für die Todten: außer den großen Kirchhöfen zahlreiche kleinere Begräbnißplätze, die überall zerstreut in der Stadt umherliegen. Der größte und wichtigste Friedhof der ganzen Türkei ist der von Skutari, auf dessen schwermüthig finstere Cypressen unwillkürlich sich unser Blick jedesmal wieder hinlenkt, wenn wir über die große Brücke gehen. Der Friedhof von Skutari ist nicht nur an sich eine Sehenswürdigkeit, er bietet nebenbei auch den vielleicht schönsten Aussichtspunkt auf Konstantinopel und das Goldene Horn,

auf die Prinzeninseln, das Marmara-Meer und den Bosporus.

An einem herrlichen sonnenhellen Tage fuhr ich mit meinem liebenswürdigen Gastfreunde, dem Ingenieur, der mich im Bazar herumgeführt hatte, nach der asiatischen Küste hinüber. An der großen Brücke nahmen wir ein Kaik, eines jener schlank gebauten leichten Boote, die pfeilschnell durch das Wasser schießen. Die beiden Bootführer waren wunderherrliche Gestalten, Modelle, wie sie sich ein Maler nicht schöner hätte wünschen können. Namentlich der eine war eine prachtvolle Erscheinung. Er war von der Sonne ganz schwarz gebrannt. Unter dem Fez quoll das volle Haar hervor, ein ganz krauser, ziemlich dünner Vollbart umrahmte das edelgeschnittene Gesicht, aus dem zwei brennend heiße dunkle Augen funkelten. Seiner Jacke hatte er sich entledigt; er trug nur das Hemd und breite weiße Pluderhosen, die bis über die Kniee reichten. Das Hemd war nicht geschlossen, und man sah, wie Brabantio sagt, „des Unholds pechschwarze Brust". Er hatte die Hemdärmel aufgestreift und zeigte ein paar Arme von wahrhaft herkulischer Muskulatur.

Während unser kleines Schiff unter den wuchtigen Ruderschlägen die blaue Fluth durchsauste, tummelten

um unser Fahrzeug hunderte von lustigen Delphinen, die die lächerlichsten Kopfsprünge machten. Es sah beinahe so aus, als ob sie uns eine Extravorstellung geben wollten. Dabei zogen in langen Ketten die tieffliegenden Vögel an uns vorüber, und die Sonne glitzerte in dem cyanenblauen Wasser, das eine herrliche Kühle verbreitete. Es war ganz wundervoll.

Für die Bewohner von Konstantinopel, die gewissermaßen à cheval zwischen zwei Welttheilen sitzen, hat Skutari mit den anliegenden Ortschaften nichts besonders Eindrucksvolles mehr. Auf mich aber machte es doch eine eigenthümliche Wirkung, als ich den Fuß zum ersten Mal auf den Boden Asiens setzte.

Moda, das oberhalb der gleichnamigen Bucht in wundervoller Lage auf schroff abfallender Höhe aufgebaut ist, bildet gewissermaßen die Vorstadt zu Kadiköi, dem alten Chalcedon, der Nachbarstadt von Skutari. In Moda und Kadiköi leben sehr viele Deutsche, die sich da inmitten kleiner blühender Gärtchen bescheidene hübsche Häuser gebaut haben. Man hat von hier aus eine entzückende Aussicht auf das Marmara-Meer und namentlich auf die Prinzeninseln, die während der Sommermonate vielen Bewohnern Konstantinopels und unter diesen auch namentlich vielen unserer Landsleute

eine kühle Zufluchtsstätte aus der alsdann unerträglich heißen Stadt bieten. In Kadiköi herrscht während dieser Zeit ein reges Badeleben. Außer ihrer unvergleichlich schönen Lage bieten die beiden Orte nichts Besonderes. Wir durchfahren sie schnell, um uns, wiederum auf einem unmöglichen Wege, zur Höhe des großen Kirchhofs von Skutari hinaufrütteln zu lassen.

Ein ungeheurer Cypressenhain, der über eine Stunde lang ist, nimmt uns auf. Die Bäume von ungewöhnlicher Stärke und Schönheit beschatten tausende und abertausende von Grabsteinen, die den Boden ganz bedecken. Zu Kopf und zu Füßen jedes Todten ist senkrecht ein etwa fünf bis sechs Fuß hoher Marmorstein aufgerichtet. Jede männliche Leiche ist dadurch gekennzeichnet, daß einer der Steine einen Turban, neuerdings auch mitunter ein Fez trägt. Mit kunstvoll verschnörkelter Ornamentik — die türkischen Steinmetze besitzen dafür eine besondere Geschicklichkeit — und mit langen Aufschriften sind diese Steine geschmückt. Die Verzierungen und Schriften sind häufig in bunten Farben ausgeführt, vergoldet oder blau, roth und grün. Da, wo der Kopfschmuck grün und schwarz gefärbt ist, ruht ein Derwisch. Die eigenthümliche Gleichgültigkeit der Türken an der Erhaltung des Geschaffenen, ihr uns unbegreiflich er=

scheinender Hang, der zerstörenden Gewalt der Elemente und der Zeit in träger Gelassenheit zuzuschauen, zeigt sich auch hier. So herrlich die Steine sind, mit denen die Türken ihre Todten ehren, sie lassen sie ruhig verderben und verwittern und kümmern sich nicht im Geringsten um die Instandhaltung der Gräber. Die zunächst senkrecht eingetriebenen schmalen Steine verlieren sehr bald durch ihr eigenes Schwergewicht ihre ursprüngliche Stellung; sie senken sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vorn, bald nach hinten, und kein Mensch denkt daran, sie wieder in Reih und Glied zu richten. So macht denn dieser riesige Kirchhof, der größte des Orients, bei dem wüsten Durcheinander und der völligen Unregelmäßigkeit der Grabsteine trotz der Schönheiten im Einzelnen denselben Eindruck grenzenloser Verwahrlosung, wie wir ihn hier zu Lande auf Schritt und Tritt empfangen. Die große Todtenstadt unter den ehrwürdigen, schwermüthigen Cypressen ist gerade so verwinkelt und vernachlässigt, wie die Stadt der Lebenden.

Aber die ungeheure Ausdehnung, die Massenhaftigkeit der unzählbaren, zum Theil sehr kunstvoll gemeißelten Marmorsteine und vor Allem die Schönheit der finsteren Bäume ergreift doch mächtig.

Skutari selbst war die erste unverfälschte asiatisch-

türkische Stadt, die ich kennen gelernt habe. Die Holzhäuser, in denen jedes Stockwerk, von schwachen hölzernen Stützen getragen, über das andere hervorspringt, sind unansehnlich und unschön. Alle Fenster sind mit einem doppelten Gitterwerk, einem hölzernen nach der Straße zu und nach der Wohnung zu noch mit einem aus Rohr geflochtenen, abgesperrt. Bisweilen springt noch ein ebenfalls dicht vergitterter Kasten, der genau wie ein Käfig aussieht, wohl eine Art Erker, aus der Stirnseite hervor. Die Stadt ist wie ausgestorben. Hier hört man kein Wagengeräusch, hier sieht man fast keinen Menschen. Die Männer sind wohl zum großen Theil unten am Strande, vielleicht auch im Bazar, wo sie ihre Waaren feilbieten, und die Frauen sind, vor Aller Blicken verborgen, in ihren freudlosen Gemächern oder in jenen duftenden und blühenden, aber einsamen Gärten, die durch hohe Mauern Aller Blicken entzogen sind. Tritt einmal eine dicht verschleierte Türkin auf die Straße und wird sie des Fremden ansichtig, so huscht sie mit einer hier auffälligen Schnelligkeit vorüber.

In einer der öden Straßen, deren Traurigkeit hier im blendenden Sonnenglanze noch besonders traurig wirkte, sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Von zwei zerlumpten Derwischen wurde auf einer Sänfte ein

schreckliches menschliches Wesen getragen, ein vertrottelter Krüppel, aus dessen blöden Augen der Stumpfsinn starrte. Die beiden Männer sangen ganz merkwürdig mit überlauter Stimme. Es waren Koransprüche, die sie vortrugen. Dazwischen lallte der arme Blödsinnige. Die Krüppel sind den Muhamedanern heilig. Es war also ein Heiliger, der da umhergetragen und für den vermuthlich die Mildthätigkeit der Rechtgläubigen angerufen wurde. Nirgends ist mir die Eigenthümlichkeit des Islam anschaulicher geworden, als in dieser seltsamen Gruppe der plärrenden Träger und des lallenden Idioten.

Und wie hier überall die Gegensätze gewaltsam aneinanderstoßen, so sahen wir, als wir um die nächste Ecke bogen und den Eindruck, den das widerwärtige Schauspiel auf uns gemacht, kaum überwunden hatten, aus all diesem Jammer, aus all dieser Traurigkeit und Verlassenheit hinaus auf das in der goldigen Sonne glänzende blaue Meer und auf die gegenüberliegende Küste von Konstantinopel, das nun ganz verschwommen im Sonnendunste in duftigen Umrißlinien wie ein phantastisch märchenhaftes Bild vor uns lag und in flimmerndem Schimmer aus dem Wasser aufstieg. Und wir dachten nun nicht mehr an all die Häßlichkeiten und Traurigkeiten, an denen unser Weg uns vorbeiführte, wir hatten nur noch die eine

Empfindung: es giebt nichts Schöneres auf Gottes schöner Welt!

Zu meinem Bedauern hatte ich erfahren, daß wenige Tage vor meiner Ankunft in Konstantinopel unser Botschafter, Herr von Radowitz, der mir jedesmal, wenn wir uns getroffen hatten, mit außerordentlicher Zuvorkommenheit begegnet war, und bei dem ich eine freundliche Aufnahme zu finden gewiß sein durfte, seinen Urlaub angetreten hatte. Dafür wurde mir aber die große Freude bereitet, Herrn Dr. Clemens August Busch, unsern früheren Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amte, bisherigen Gesandten in Bukarest und jetzigen Gesandten in Stockholm, der mit der Leitung der Botschaftsgeschäfte in Konstantinopel betraut war, wiederzusehen. Ich kann Herrn Dr. Busch für alle Liebenswürdigkeiten, die er mir während meines Aufenthaltes in Konstantinopel erwiesen hat, nicht herzlich genug danken. Es war mir auch vergönnt, da er sich in einer amtlichen Angelegenheit nach dem Sommerpalais der Botschaft in Therapia zu begeben hatte, unter den angenehmsten Bedingungen von der Welt in seiner Gesellschaft den Bosporus und die beiden lieblichsten Bosporusflecken, Therapia und Beuyuk-déré, kennen zu lernen.

Da der Aufenthalt während der heißen Monate

in Pera selbst gesundheitsschädlich, ja unerträglich ist, so haben die großen Mächte für ihre Vertreter in Therapia und Beuyuk-déré herrlich gelegene schöne Sommerresidenzen errichtet. Die Verbindung mit Konstantinopel wird durch eigene kleine Dampf-Yachten, die sogenannten Mouches, vermittelt. Diese allerliebsten schnellfahrenden kleinen Schiffe tragen die Reichsfarben der betreffenden Botschaften und werden von den Mannschaften der vor Konstantinopel stationirten Kriegsschiffe bedient. Unser kleiner deutscher Botschaftsdampfer, von dem aus ich die Herrlichkeiten der Bosporus-Ufer bewundern durfte, hat leider, wie später in den Zeitungen zu lesen stand, durch Zusammenstoß mit einer andern „Mouche", ich glaube, mit der der russischen Botschaft, schweren Schaden erlitten; irre ich mich nicht, so ist er sogar gesunken.

Schade um das saubere, schöne, schnelle kleine Schiff!

XII.

Fahrt auf dem Bosporus.

Blick von dem deutschen Botschaftspalais. — Auf dem Wasser; Delphine und „verdammte Seelen". — Die Ufer. — Die rumelische und anatolische Veste. — Therapia und Beuyuk-déré. — Der Sommersitz unserer Botschaft. — Die Quaistraßen. — Durch Sarijar nach dem Rosenthal. — Berühmtes Wasser. — Ein Reiterstückchen. — Rückfahrt. — Abschied von Konstantinopel.

Es war ein sonnenheller, wundervoller Tag, an dem mich Herr Dr. Busch von unserer Botschaft zur Dampferfahrt abholte. Das deutsche Palais ist auf der höchsten Höhe von Pera errichtet. Es ist ein stattliches Gebäude, das dem Fremden, der vom Marmara-Meer oder vom Bosporus her in den Hafen von Konstantinopel einfährt, sogleich in die Augen fällt. Es hat in Einzelheiten, so in der Gliederung der beiden unteren Stockwerke und in der Krönung des Giebels mit den Adlern, eine gewollte oder ungewollte Aehnlichkeit mit dem schlichten königlichen Palais, das unser großer Kaiser bewohnt hat und in dem er gestorben ist. Aber dadurch,

daß man noch ein Stockwerk aufgesetzt hat, haben sich die Verhältnisse völlig verschoben, und die Wirkung ist eine ganz andere geworden — eine weniger harmonische und vornehme. Das Botschaftsgebäude hat jetzt eine unerwünschte Aehnlichkeit mit den Miethskasernen der neuen Berliner Viertel und imponirt mehr durch seine Größe als durch seine Schönheit. Aber die Lage ist herrlich. Von dem vor dem Empfangsraume liegenden Altan aus hat man den freien Ausblick auf ganz Pera und Stambul, auf die Serajspitze und die Moskeen, und dann hinüber auf das Meer und die wunderbare asiatische Gebirgskette mit deren von blauen Wellen umflutheten Vorschiebungen, den sogenannten Prinzeninseln. Zur Rechten verliert sich in blauem Dufte in weiter Ferne das Brussa-Gebirge, aus dem der asiatische Olymp hervorragt — der falsche Olymp, dessen schneeiger Gipfel sich mit den von der Sonne beschienenen ebenfalls schneeig wirkenden Wolken vermischt. Ringsumher grünt und blüht es. Die bunten Häuser, die zur Botschaft hinaufzuklettern scheinen, geben dem Ganzen einen freundlichen lustigen Charakter. Und unten in den herrlichen azurnen Fluthen rasten die mächtigen Schiffe, und die Kaiks und kleinen Dampf-Yachten tummeln fröhlich um sie her, geschlängelte silberne Furchen hinter sich ziehend.

Eine Fahrt auf dem Bosporus bei goldigem Sonnenschein, in der köstlichen Frische, die das tiefblaue Wasser uns zufächelt — es giebt nichts Entzückenderes! Aus dem saftigen Grün, von blühenden Rosen und Oleandern umkränzt, treten die Marmorpaläste mit ihrem zierlichen lustigen Schmuckwerk funkelnd am Ufer hervor. Das Panorama der farbigen Doppelstadt mit ihren kuppelförmigen Ueberragungen und spitzen schlanken Thürmchen verschiebt sich in reizvollster Weise, wird unbestimmter, traumhaft und verschwindet schließlich in flimmernden Nebel. Die Sonne besprenkelt das unvergleichliche Tiefblau des Wassers mit goldigen Tupfen. Große Schaaren von Delphinen begleiten unser kleines Schiff und stellen mit diesem eine Art Wettlauf an, in den übermüthigsten Purzelbäumen bald aus dem Wasser aufschnellend, dann wieder kopfüber darin untertauchend. Unablässig ziehen in größeren und kleineren Ketten von sechs bis über dreißig und in ziemlicher Tiefe sonderbare Vögel über die Wasserfläche hin. Bald kommen sie uns entgegen von der Richtung des Schwarzen Meeres, bald überholen sie unser Schiff vom Marmara-Meer herflatternd. Von weitem gesehen erscheinen sie wie schwarze Wellenlinien über dem Wasser. Wenn sie sich uns nähern, so sehen wir, wie in der Sonne ihre Leiber

schneeig weiß glänzen. Sie haben in ihrem hastenden Fluge etwas merkwürdig Scheues und Angstvolles. Die Leute von Konstantinopel behaupten, daß man diese Vögel nie habe ruhen sehen. Sie schwärmen beständig hin und wieder, in der engen Wasserstraße der Dardanellen, wie in der breiteren und schöneren des Bosporus, ohne Rast und Ruhe. Deshalb nennt man sie auch in Konstantinopel die „verdammten Seelen." Inwieweit die wissenschaftliche Feststellung mit dem Glauben im Volke übereinstimmt, weiß ich nicht. Ich glaube, man zählt diese Vögel, die ich hier zum ersten Mal gesehen habe, zu den Halcyonen. Jedenfalls aber ist die volksthümliche Bezeichnung sehr zutreffend; sie machen einen unheimlich ruhelosen traurigen Eindruck.

Und gerade hier, in dieser wunderherrlichen Freudigkeit der Natur, über diesem Wasser, an dessen kräftig schönem Blau man sich nicht sattsehen kann, in dieser erquickenden Kühle, in dieser behäbigen Friedlichkeit der grünenden, blühenden Ufer wirken die zappelnden angstvollen Geschöpfe, die da beständig auf und nieder schwirren, doppelt befremdlich und gespenstisch.

Die Ufer des Bosporus sind von den Ausläufern von Konstantinopel an bis nahezu hinauf zum Eingang in das Schwarze Meer fast ganz mit Häusern und

Häuschen bebaut. Flecken reiht sich an Flecken. Jede Einzelheit und Alles zusammen strahlt in lustigster Farbigkeit, in heiterstem Glanze. Freilich darf man auch hier das Einzelne nicht allzu scharf in's Auge fassen. Auch an den wunderschönen Ufern des Bosporus würden wir ohne Mühe die beredten Zeugen der orientalischen Eigenthümlichkeit und des traurigen Zustandes der Türkei insbesondere deutlich wahrnehmen: die grenzenlose Sorglosigkeit, den Verfall ohne Kummer, den Mangel ohne Klage. Auch hier wohnt in den Fensterhöhlen der eingeäscherten Gebäude das Grauen. Herrliche Sommersitze, die sich in besseren Zeiten die wohlhabenden Leute von Konstantinopel hier errichtet haben, stehen nun verlassen und verwahrlost da, und die schönen Gartenanlagen von ehedem sind in erschrecklicher Weise verwildert. Aber das Ganze ist doch so wundervoll, daß man sich durch diese Wahrnehmungen nicht verstimmen und das wohlige Behagen, das uns die Gesammtheit bietet, nicht verkümmern läßt. Wir blicken über all die Verwahrlosungen, über die Schutt- und Trümmerhaufen hinweg und freuen uns der lachenden Häuschen, die an den sanft aufsteigenden Ufern aufgebaut sind, an dem Tiefgrün der alten Bäume, die sie beschatten, und an der Blüthenpracht ringsumher.

In das friedliche Idyll, das sich auf beiden Seiten des blauen Wassers entlang zieht, tritt plötzlich unvermittelt und trotzig die Gewalt kriegerischer Bauten.

Unwillkürlich mußte ich an die Tell-Ouverture denken: wie in das liebliche Idyll des Kuhreigens roh und jäh die kriegerischen Trompeten des brutalen Eroberers hineinbrüllen. Auf beiden Seiten des Ufers des Bosporus, der sich hier am meisten verengt, erheben sich imposante und großartig und gewaltsam wirkende Festungsbauten: zu unserer Linken die rumelische Veste, die größte und bedeutendste, zu unserer Rechten, gegenüber, die anatolische — Rumili Hissar und Anadoli Hissar — wahre Zwingburgen, die wie lauernde Ungeheuer auf der Höhe liegen, mit klotzigen, runden, ausgezackten Thürmen, die miteinander durch mächtige Mauern verbunden sind, und von denen ebensolche plumpe, schwerfällige, klotzige Mauern zum Ufer hinabführen. Die hellgrauen Steinhaufen ragen aus dunklen Cypressenhainen auf, und am Ufer sieht man unter diesen Cypressen wiederum die schmalen, willkürlich zusammengehäuften Steine, die nach allen Windrichtungen hin sich gesenkt haben, wieder einen der zahllosen Kirchhöfe. Jetzt hat sich in diese kriegerische Rauhheit die Gemächlichkeit des beschaulichen Genießens hineingefilzt.

Zwischen den trotzigen Mauern sind hübsche Landhäuser angebaut, die sich um ihre mächtigen und drohenden steinernen Nachbarn nicht mehr kümmern. Man wird an das bekannte Bild von Paul Meyerheim erinnert: an das zwischen den Klauen des Löwen gemüthlich schlafende Hündchen im Zwinger. Die runden rumelischen Thürme mit ihrem Seitenstück am andern Ufer, den anatolischen, bilden einen der schönsten Punkte des Bosporus. Die Thürme sind ein Jahr vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Muhamed II. 1452 erbaut worden. Die alten byzantinischen Chroniken berichten in sehr beredter Sprache von der fürchterlichen Aufregung, von dem sinnlosen Schrecken, der sich der Bewohner des alten Byzanz bemächtigte, als jene kolossalen Bauten in beängstigender Nachbarschaft aus dem Boden aufwuchsen. Und die Angst war nur zu begründet.

Wir dampften frohgemuth an den Thürmen, die jetzt, da sie alles Schreckhafte verloren haben, nur noch von unbeschreiblicher decorativer Schönheit sind, vorüber und stießen erst in Therapia an's Land.

Therapia und das benachbarte Beuyuk-béré sind die beliebtesten und elegantesten Sommeransiedlungen des Bosporus, in einer Lage wie man sie sich herrlicher kaum vorstellen kann. Es ist nicht blos die Vereinigung

von Naturschönheiten und Menschenwerk: das wundervolle Wasser, die malerischen Ufer mit dem dunklen Grün, die freundlichen Häuser, die herrlichen Blumen, die diesem gesegneten Fleckchen Erde seinen Hauptreiz verleihen, es ist vor Allem die köstliche Luft, eine frische Kühle, eine Reinheit und Würze, die die Brust erweitert und mit einer Genußfreudigkeit ohnegleichen erfüllt. Alle Poren öffnen sich, um diese frische freie Luft einzuziehen. Man athmet langsam und bedächtig und mit wahrem Genusse, man schlürft diese Luft wie einen Labetrunk. Selbst in den heißesten Tagen weht von der benachbarten großen Wasserfläche des Schwarzen Meeres durch den Bosporus dieser auffrischende Hauch, der mit Lebensfreudigkeit erfüllt.

In diesen beiden Flecken, die sich nur wenig voneinander unterscheiden — ob man dem reizenden Therapia oder dem ebenso lieblichen Beuyuk-déré den Vorzug giebt, ist Sache des persönlichen Geschmacks —, haben auch die Botschaften ihre Sommerresidenzen.

Das neuerrichtete Gebäude der deutschen Botschaft in Therapia hat eine prachtvolle Lage am Bosporus, in einem herrlichen alten Park, im schattigen Grün alter kräftiger Bäume, eingeschlossen von dichtbestandenen lieblichen Anhöhen. Das Gebäude ist in einem etwas

willkürlichen phantastischen Villenstil ausgeführt, in dem sich die Elemente der nordischen Baukunst mit denen des Schweizerhäuschens verschwistern, und für die Ornamentik auch die Einmischung der maurischen und der orientalischen Kunst duldsam zugelassen ist. Es sieht in dieser landschaftlichen Umgebung mit seiner bräunlichen Farbe vielleicht nicht anmuthig und lustig genug aus, aber immerhin ist es ein stattlicher, wohlgefälliger Bau, und die innere Einrichtung soll sehr praktisch und bequem sein. In dem Hauptgebäude sind die Gesellschafts- und Wohnzimmer des Botschafters, in dem Anbau die Geschäftsräume.

Bei Therapia bildet der Bosporus eine kleine Bucht, die als Hafen für die Vergnügungsdampfer und sonstigen Fahrzeuge benutzt wird. Längs der Ufer ist hier wie in Beuyuk-déré eine nach den Verhältnissen des Orients ungewöhnlich gutgehaltene Straße angelegt mit zum Theil recht hübschen Häusern und leidlich guten Gasthöfen. Auf diesen freundlichen Quaistraßen, die an die eleganten Promenaden unserer schönsten Seebäder, Ostendes, Scheveningens u. s. w., erinnern, ergehen sich in der Kühle, die das Wasser spendet, die Glücklichen, die der quälenden Hitze von Konstantinopel haben entrinnen dürfen. Da treiben sich auch die Verkäufer umher,

die ihre Waaren schreiend feilbieten, die Vermiether von Wagen, Pferden und Eseln und die unvermeidlichen Bettler; unter diesen natürlich zerlumpte Zigeuner mit wundervollen Augen, die gezähmte täppische Bären und schäbig ausgeputzte alberne Affen herumführen und Schaulustige um sich sammeln. Die Quaistraße in Beuyukdéré ist wohl noch eleganter als die von Therapia.

Zur Zeit, da ich die Bosporus-Ortschaften besuchte, hatte die eigentliche Saison noch nicht begonnen. Es hatten sich damals erst wenige Sommergäste eingefunden. Die großen Hotels, in denen man gut aufgehoben ist, waren also noch spärlich besetzt. Die Kahnführer und Pferdevermiether, die lang ausgestreckt am Boden lagen und sich die Sonne auf den Scheitel brennen ließen, betrachteten uns noch mit besonderer Aufmerksamkeit und boten uns mit der Beharrlichkeit der Orientalen ihr Dienste an. Trotz unserer Abwehr verfolgten sie uns viertelstundenlang.

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch des prächtigen Türken, der uns durchaus zwei seiner Pferde aufschwatzen wollte. Es war noch ein Türke vom alten Schlage, wie er im Buch steht: den Turban um den Kopf geschlungen, ein edelgeschnittenes Gesicht von tiefbrauner Färbung mit fast schwarzen Sommerflecken, mit

großen, schwermüthig braunen Augen, schneeweißem Vollbart, in der echten orientalischen Tracht: der kurzen Jacke, der breiten, bunten Schärpe, den weiten Pluderhosen und den gestickten Saffian-Schuhen mit aufgeschwungenen Spitzen. Er 'hatte sein Rößlein, einen starken, silbergrauen Ponny mit langer Mähne und langem Schwanz, kokett ausgeputzt: mit Rosenknospen an den Ohren und einem großen Bouquet am Schwanz, und er wollte durch Vorführung seines hübschen Thieres in uns die Lust entfachen, mit ihm in geschäftliche Unterhandlungen zu treten. Er paradirte mit seinem stolzen kleinen Gaul vor unseren Augen in allen Gangarten. Er ließ das Pferdchen springen und pirouettiren. Und wenn wir uns nicht im Hotel zum Frühstück angesagt hätten, so hätten wir diesen Lockungen auch schwerlich widerstehen können.

In den Nachmittagsstunden machten wir von Beuyukdéré aus einen größeren Spaziergang, der uns zunächst durch ein türkisches Dorf, das Sarijar heißt, führte.

Das Dorf ist an den Ufern eines kleinen Flusses aufgebaut, über den verschiedene elende Holzbrücken führen. Kein Mensch ließ sich in den Straßen sehen. Die vergitterten Häuser waren allesammt wie ausgestorben.

Gleich hinter dem Dorfe wird es wundervoll. Vor uns breitet sich ein liebliches, in reichster Vegetation

prangendes Thal aus, das Rosenthal genannt, das langsam aufsteigt und zu einer Höhe hinanführt, auf der sich ein im ganzen Lande weit und breit berühmter Brunnen befindet. Das Quellwasser hat keine anderen Eigenschaften, als die allerdings sehr respectablen der völligen Reinheit, der Frische und des Wohlgeschmacks. Die Türken sind große Wasserfreunde und kommen aus weiter Nachbarschaft daher, um hier ihre großen Thonkrüge mit dem kühlen reinen Wasser zu füllen. Wir begegneten einem stämmigen Burschen, der so einen gewaltigen Krug schleppte, und der sich mit der Liebenswürdigkeit und Artigkeit der Türken als freiwilliger Führer und Begleiter uns anschloß. Er unterhielt sich mit Herrn Dr. Busch sehr angelegentlich und erzählte diesem Wunderdinge über die heilsame Wirkung des berühmten Wassers. Er stellte Theorien auf, denen unsere Brunnenärzte wohl nicht ohne Weiteres beipflichten werden. Er behauptete unter Anderm, man könne ein ganzes Lamm aufessen; wenn man dann von dem Wasser nur zwei oder drei Glas trinke, so löse sich das Lamm im Magen vollständig auf und hinterlasse nicht die geringsten Beschwerden.

Da oben am Brunnen hat sich eine Wirthschaft aufgethan. Wir tranken guten türkischen Kaffee und mehrere Glas des allerdings köstlichen Wassers. Vor

uns lag das schöne grüne Thal, von dichtbewachsenen Hügeln eingeschlossen, in der vollen Frische des jungen Sommers. Ein berauschender Wohlgeruch von Blüthen und Blumen dampfte zu uns auf, und Dutzende von Nachtigallen flöteten und seufzten dazu. Es waren unvergleichlich schöne Stunden, die wir da in gemächlichem Geplauder verbrachten.

Als wir den Heimweg antraten, wurden wir wiederum von Pferdeverleihern bestürmt, und nun entschlossen wir uns endlich, das sich immer wiederholende dringende Anerbieten anzunehmen. Ich habe mich niemals für einen Kunstreiter ausgegeben. Das edle Roß, das ich bestieg, war auch ein ganz vernünftiges Thier, das meine wohlmeinenden Absichten durchschaute, und zu dem ich bald in ein recht gemüthliches Verhältniß trat; aber es hatte seine Mucken, es gehörte zur äußersten Linken, es hatte einen Drang, nach links hinüberzuschieben, der mir um so unangenehmer war, als gerade links vom Wege die Höhe ziemlich abschüssig und schroff abfiel. Mein Begleiter vergnügte sich königlich über meine vergeblichen Bemühungen, das Thier nach rechts zu bringen. Der Junge, der uns die Pferde gegeben hatte, trabte schweißtriefend hinter uns drein. Alles ging auch ganz gut, bis wir in das Dorf zurückkehrten.

Da kam mein Pferd auf den unglücklichen Einfall, zu galoppiren. Ich bat es dringend, diese überflüssigen Scherze zu unterlassen; denn das Pflaster war miserabel, und ich wurde durchgeschüttelt wie eine Medicinflasche. Aber es half nichts. Es galoppirte nun einmal und zwar gehörig. Dabei wahrte es in Bezug auf den Weg, den es nahm, das freie Recht der Selbstbestimmung. Während Dr. Busch mit dem Jungen über eine der Brücken hinweg an der rechten Seite des Flusses entlang trabte, blieb mein Pferd, seinen politischen Ueberzeugungen treu, auf der linken Seite und galoppirte in eigenmächtiger Fröhlichkeit mit mir scharf links. Aber es giebt im Leben ein Wiedersehen, und schließlich vereinigten wir uns gemächlich am Ausgange des Dorfes.

Da trafen wir auch den alten Türken wieder, der noch immer auf seinem silbergrauen Ponny renommistisch paradirte. Ein so gründlich verächtlicher Blick, wie aus den Augen dieses braven Mannes, als er mich in ungewolltem Galopp auf dem wenig reizvollen Gaule vorübersausen sah, hatte mich noch nie getroffen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir wieder an Bord unseres kleinen Dampfers stiegen. Die frische, starke Luft wurde allmählich empfindlich kühler. Wir zogen unsere warmen Röcke an und sahen nun im

goldigen Lichte der scheidenden Sonne die traumhaft schönen Ufer an uns vorüberziehen. Rechts und links von uns schwirrten noch immer in langen Ketten die kleinen Vögel, die „verdammten Seelen“, neben uns her. Größere und kleinere Dampfer begegneten uns, pfeilschnelle Kaiks. Und unter dem gluthrothen Himmel sah das herrliche Konstantinopel wie in Gold getaucht aus als wir an's Land stiegen.

Selten habe ich frohere, genußreichere und behaglichere Stunden verbracht, als an diesem unvergeßlichen Tage auf dem Bosporus in der Gesellschaft des anregendsten und liebenswürdigsten Begleiters . . .

Der einzige Zweck, den ich bei meiner Reise nach Konstantinopel verfolgt hatte, war nun erfüllt. Ich hatte das, was auf der Oberfläche liegt, das Augenfälligste, auf mich wirken lassen, ohne mir durch den unglücklichen Versuch des tieferen Eindringens die Harmlosigkeit meiner Eindrücke zu verderben. Und so durfte ich denn mit Befriedigung auf meinen Aufenthalt zurückblicken und an die Heimkehr denken.

Konstantinopel gehört nicht zu den Städten, die den Fremden durch andere Reize, als die Schönheit der Natur, des Colorits und der orientalischen Eigenart, länger festhalten. Die Stadt, selbst das von Europäern

bewohnte Pera, ist nach meinem Geschmacke vollkommen reizlos. Wenn man sich nicht an eine Familie anschließt — und der Fremde, der der freie Herr seiner Bewegungen sein will, pflegt solche Anknüpfungen nicht zu suchen —, so ist man am Abend ziemlich rathlos. Sobald die Sonne untergegangen ist, weiß man nicht mehr, was man machen soll. Die beiden deutschen Clubs sind recht anständig, aber sie sind ziemlich spärlich besucht; und man geht doch nicht gerade nach Konstantinopel, um Zeitungen zu lesen oder eine Partie Scat zu spielen. Es sind auch noch einige Wirthschaften da, in denen deutsches Bier verzapft wird und unsere Landsleute sich zum abendlichen gemüthlichen Klatsch zusammenfinden. Auch das ist ja ganz nett, aber es ist doch eben ein mäßiger Genuß. Es giebt kein einigermaßen anständiges Theater, und selbst die Tingel-Tangel, die, wie man mir sagte, eigentlich nur die Vorhallen zu zweifelhaften Spielhöllen bilden, sind von einer Langweiligkeit und Ledernheit sondergleichen. Die Abendstunden, die in anderen europäischen Städten dem Fremden an Zerstreuungen und Genüssen gerade am meisten bieten, sind in Konstantinopel von fürchterlicher Oede. Hätte mir mein liebenswürdiger früherer College Julius Grosser nicht Gesellschaft geleistet, ich wäre vor Langweile krank geworden.

XIII.

Von Konstantinopel über das Schwarze Meer nach Bukarest.

An Bord der „Vesta". — Ungemüthlichkeit auf dem Schwarzen Meer. — Ueber Varna, Rustschuk und Giurgewo nach Bukarest. — Charakter der Stadt. — Die kleinen Häuser und Gärten. — Die guten Wagen und die russischen Kutscher. — Die Chaussee Kisseleff. — Toilettenluxus der Damen. — Böse Nachrede. — Das Schminken. — Kirchen und Kapellen.

In den Nachmittagsstunden eines sonnig schönen Maitages begleiteten mich meine Freunde und Bekannten in Konstantinopel an Bord des Lloyddampfers „Vesta". Wir verabschiedeten uns herzlich. Um drei Uhr wurden die Anker gelichtet. Das Schiff war überfüllt, und mit Mühe und Noth hatte ich in einer engen Kajüte als Dritter im Bunde ein nothdürftiges Unterkommen gefunden. Unter den Passagieren befanden sich mehrere mir bekannte Familien aus Berlin und Frankfurt und auch der alte ungarische Revolutionsgeneral Türr. Die Fahrt ließ sich gut an. Auf dem ruhigen Bosporus dampfte unser Schiff nordwärts, und noch einmal sahen

wir in goldigster Beleuchtung die malerischen Ufer an uns vorüberfliegen. Aber je weiter wir fuhren, desto stumpfer wurde das Licht. Der Himmel bezog sich. Und als wir an der Ausfahrt aus dem Bosporus angelangt waren und in das Schwarze Meer einliefen, war das Wetter ungemüthlich, rauh und windig geworden.

Aus meiner Secundanerzeit, in der ich durch Ovids Tristien die erste nähere Bekanntschaft mit dem Pontus Euxinus machte, habe ich eine unüberwindliche abergläubische Antipathie gegen das Schwarze Meer beibehalten. Ich wußte, daß es mir da nicht gut gehen würde. Und ich täuschte mich nicht. Die lebhaften Unterhaltungen, die sich unter den Bekannten entsponnen hatten, verstummten allmählich. Das wirklich recht ungastlich aussehende Wasser war sehr bewegt, und unser kümmerliches Fahrzeug wurde unbarmherzig hin- und hergeschaukelt. Zuerst zeigten die Damen eine interessante Blässe, und eine nach der andern verschwand ganz sachte vom Deck. Bald folgten auch Widerstandskräftigere. Es wurde immer ungemüthlicher. Immer dichter und unfreundlicher zogen sich die Wolken zusammen, und lange vor der kalendermäßigen Zeit brach das Dunkel herein. Ein rauher Wind peitschte die Wellen auf, und nun unterlagen auch die Standhaftesten. Fast alle Passagiere

mit nur sehr wenigen Ausnahmen wurden krank. Ich hielt es mit der Mehrheit. Mir war in den Abendstunden in der engen schwülen Kajüte und in der Gesellschaft von zwei mir unbekannten und noch viel kränkeren Engländern gottsjämmerlich zu Muthe. Und in diesem Zustande kaum erträglichen Unbehagens und schnödester Weltverachtung fielen mir auf einmal alle möglichen Verse von Ovid ein, an die ich seit zwanzig Jahren und länger nicht gedacht hatte. Luft, Wasser und Land waren mir gleichermaßen abscheulich, und ich citirte in apathischer Niedergeschlagenheit:

Nec caelum patior, nec aquis adsuevimus istis,
Terraque nescio quo non placet ipsa modo.

Aber endlich schlief ich doch vor Ermattung ein, und ich habe nie wonniger, beseligender geträumt, mich nie freier gefühlt, als auf dem harten Nothbett in der engen Kajüte der „Vesta" unter dem unbarmherzigen Schwanken des Schiffes und in der denkbar unangenehmsten Nachbarschaft. Der Traum hatte mir Flügel gegeben, und ich schwang mich über alles Ungemach hienieden in köstlicher Freiheit hinweg. Woraus ich schließe, daß man am Abend nicht zuviel essen soll; denn mit geleerterem Magen bin ich nie eingeschlafen, und süßer habe ich nie geträumt.

Ich erwachte kurz vor Sonnenaufgang. Die Krisis war vorüber, ich fühlte mich ganz vergnügt. Etwa um halb sechs Uhr Morgens sahen wir das sehr malerische Varna am Ufer aufsteigen. Die Minarehs lassen erkennen, daß in dieser wichtigen Stadt Bulgariens noch viele Türken ansässig sind. Aber neben den schlanken Thürmchen ragen auch die Kreuze auf stattlicheren Kapellen auf, und vor Allem fällt unser Blick auf eine schöne große Kirche, die Alexander von Battenberg errichtet hat — „als er noch Prinz war von Arkadien!" Auch das Gebäude, das auf der Nordseite der Bucht unsere Blicke vor Allem fesselt, ist eine Villa des früheren bulgarischen Fürsten.

Der Dampfer kann nicht bis ans Ufer gelangen. Die Landung auf kleinen Booten ist recht schwerfällig und unbequem. Wir trafen es noch gut, denn die Fluth hatte einigermaßen nachgelassen. Aber immerhin mußten die Schiffer verzweifelte Anstrengungen machen, um uns durch die ziemlich hochgehenden Wellen glücklich ans Land zu bringen.

Man fühlt, sobald man in Varna nur einige Schritte gemacht hat, daß man sich jetzt in einem andern Lande befindet. Der Unterschied zwischen den Beamten und Soldaten in Bulgarien und in der Türkei ist augen=

fällig. Dort gemächliche Verlotterung, hier strammere Zucht. Die Polizisten an der Bahn, die Soldaten in ihren durchaus dem russischen Schnitte sich anschließenden Uniformen sehen sauber und ordentlich aus. Man fühlt, daß man jetzt wieder in engeren Zusammenhang mit dem übrigen Europa tritt. Die Bevölkerung freilich hat noch ganz den Charakter des Orients. Die Trachten haben die bunten Farben mit Stickereien, man sieht den Turban und die Kopfbekleidungen aus Filz und Pelz. Das Räthsel, daß man gerade da, wo die Sonne am meisten brennt, sich den Kopf mit den schwersten und wärmsten Hüten und Mützen bedeckt, habe ich bis jetzt noch nicht zu lösen vermocht.

Das Stück Bulgarien, das wir nun durchfahren, ist landschaftlich sehr schön. Es ist bergiger Boden. Wir sehen interessante und absonderliche Sandsteinformationen, üppiges Grün, dichtbewachsene Höhen und Berge. Aber das Land scheint wenig bevölkert zu sein. In großen Abständen liegt hier und da ein Weiler und Flecken mit rohgefügten Steinbauten in einfachstem Zweckmäßigkeits-stile, ohne irgend welche künstlerischen Ansprüche. Mit-unter sehen wir auch Heerden von Rindern und Ziegen, und über die Sümpfe, an denen wir vorbeifahren, ziehen dichte Vogelschaaren daher.

Ohne ein besonders aufregendes Schauspiel vor Augen gehabt zu haben, gelangen wir so in kurzer Zeit nach Rustschuk, wo wieder eine Horde von Trägern, zerlumpte Kerle, schweißtriefend, in Fetzen, die zum Uebelwerden nach Knoblauch und nach Schlimmerem duften, sich auf uns stürzen und uns unser Gepäck entreißen.

Es ist eine recht lästige und beschwerliche Reise! Wir müssen jetzt über die Donau setzen. Die Ueberfahrt nach Giurgewo wird durch erbärmlich kleine und schlechte Dampfer bewerkstelligt. Da besteigen wir wieder die Bahn und fahren nun durch eine landschaftlich ziemlich reizlose Strecke bis zur Hauptstadt Rumäniens, wo wir Nachmittags gegen fünf Uhr eintreffen.

Außer Konstantinopel giebt es wohl kaum eine Stadt, über die die Urtheile weiter auseinandergingen, als über Bukarest. Die Einen nennen es ein Klein-Paris — jedenfalls mit mehr Recht als Leipzig —, rühmen den großstädtischen Anstrich der Hauptstraßen und des Straßenlebens, die Schönheit der Läden, die Eleganz der Toiletten, die Vorzüglichkeit der öffentlichen Fuhrwerke. Die Anderen schimpfen über den miserablen Zustand der Straßen, in deren Koth man bis über die Kniee versänke, den widerwärtigen Lärm, das renommistische Gehabe und Gethue. Die Beschwerden über die abscheulichen un-

gepflasterten Straßen mit ihren halsbrecherischen Abgründen stammen jedenfalls aus einer früheren Zeit. Jetzt wären sie durchaus unberechtigt. Und ich meine, das Urtheil überhaupt wird gewiß recht wesentlich durch den Umstand mit bestimmt, ob man aus dem Orient oder aus dem Westen nach Bukarest kommt.

Bukarest bildet in der That so ziemlich die Scheide zwischen dem Osten und Westen. Es vereinigt in sich charakteristische Merkmale des Einen und des Andern. Die vom Westen Kommenden, die hier zum ersten Mal das orientalische Straßenleben sehen, das sich in dem neuen Bukarest allerdings schon aus dem Centrum hat verdrängen lassen, sich nach den Peripherien zu verkrochen und so recht und echt eigentlich nur noch im Judenviertel und in den Vorstädten sich erhalten hat, werden sicherlich erstaunt und nicht angenehm überrascht sein von diesem unsaubern, lauten, vordringlichen Gewimmel und Gewühl, von diesen halbzerfallenen Behausungen, für deren Instandhaltung so gut wie nichts geschieht, von diesem miserablen Pflaster mit den offenen Gossen, die das Gegentheil des Wohlgeruchs verbreiten. Wer aber die entsetzlichen Gassen des alten Stambul gesehen hat, dem fallen diese Kleinigkeiten kaum noch auf, der betrachtet sie eben als berechtigte Eigenthümlichkeiten des Orients und wundert sich nicht mehr

darüber; der besitzt im Gegentheil nur das empfänglichste Auge und die vollste Dankbarkeit für das saubere, freundlich ansprechende, mitunter sogar großartige Straßenbild, wie es ihm das neue Bukarest bietet — die elegante Stadt mit ihren vortrefflich gepflasterten Fahrwegen und Fußsteigen, mit ihren bequemen und geschmackvollen Häusern —; der hat seine helle Freude an den ungewöhnlich zahlreichen und guten Wagen und Pferden, an den geschmackvollen und reichen Toiletten der Damen, an dem Stutzerthum der begünstigten Pflastertreter, an der Sauberkeit der adretten Offiziere; der fühlt hier zum ersten Male wieder, daß er sich der Heimat nähert.

Ich habe Bukarest nur von der angenehmsten Seite kennen gelernt und eine dankbare Erinnerung an die dort verbrachten Tage bewahrt.

Die Hauptstadt der Rumänen hat entschieden einen durchaus vornehmen und großstädtischen Charakter. Es nützt ihr vielleicht nicht viel, daß sie noch großstädtischer wirken möchte, als sie thatsächlich ist. Das Eigenthümliche, das jedem Fremden, der Bukarest besucht, in's Auge springt, ist die glückliche Ueberfülle an größeren und kleineren Gärten und in den Hauptvierteln die beneidenswerthe Eigenheit, daß die Wohnhäuser fast allesammt in bescheidenen Größenverhältnissen, zum Be=

wohnen für nur eine Familie, eingerichtet sind. Zweistöckige Häuser gehören in Bukarest schon zu den Seltenheiten. Richtige Miethskasernen giebt es so gut wie gar nicht. Viele der liebenswürdigen Häuschen, die überwiegend in einfachem Stil gehalten sind, wenn auch selbstverständlich der Wohlstand der Besitzer auf die Beschaffenheit des Materials und des künstlerischen Ausschmucks der Frontseite eingewirkt hat, liegen im Grün versteckt. Auf weite Strecken stehen diese Häuschen in ihrer grünen Umrahmung vom benachbarten Grundstück losgelöst da, und nur in den großen Verkehrsstraßen und in den ärmeren Vierteln reihen sich die Stein- und Holzbauten zu eigentlichen Straßen zusammen. Aus dieser Eigenthümlichkeit ergiebt sich, daß Bukarest einen für seine Einwohnerzahl ungewöhnlich großen Flächeninhalt beansprucht. Die Entfernungen sind größer als in irgend einer andern gleichbevölkerten Stadt.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß es an einem eigentlichen monumentalen Mittelpunkt fehlt. Das vornehme Leben concentrirt sich freilich in der Gegend vom Boulevard und der Siegesstraße bis zur Chaussee Kisseleff. In dieser Stadtgegend sind die schönsten Magazine, da rollen die vornehmsten Equipagen daher, da sieht man die bemerkenswerthesten städtischen Erscheinungen, die

gute Gesellschaft und was sich dazu rechnet. Die Häuser sind wohl auch schöner als in den anderen Straßen. Aber im Uebrigen unterscheidet auch dieser reichste und eleganteste Theil der Stadt sich nicht besonders von den weniger begünstigten Vierteln.

Vergeblich späht das Auge nach einem großartigen Bau, der durch seine imposanten Verhältnisse auffiele, nach einer mächtigen Kathedrale, nach einem gebieterischen Palaste, nach einem monumentalen Brunnen. Es sind dieselben kleinen Häuser, dieselben freundlichen Gärten wie überall. So wirkt die Stadt wie ein vornehmes Viertel zu einer gewaltigen Großstadt, die nicht vorhanden ist, etwa wie das Viertel des Thiergartens von Berlin ohne Leipzigerstraße, Linden, Schloßplatz und Königstraße, wie Londons Westend ohne Trafalgar Square und City, wie die Straßen zwischen den Champs-Elysées und dem Parc Monceaux ohne Boulevard und Notre-Dame. Aber hübsch bleibt es deswegen doch, behaglich und freundlich, und in dieser Beschränkung auch durchaus großstädtisch.

Ja, in einigen Beziehungen ist das verhältnißmäßig nicht übertrieben große Bukarest viel großartiger, als die stolzeren und mächtigeren Hauptstädte des Westens.

So ausgezeichnetes und zugleich so billiges öffent-

liches Fuhrwerk wie in Bukarest giebt es nirgends in der Welt. Beim strengsten Herrn können die eleganten und leichten Coupés nicht besser und sauberer gehalten sein, als diese Miethswagen. Und wie sehen die Kutscher aus! Die meisten sind Russen, die jener fanatischen Secte der Lipowaner (Skopzen) angehören, die wegen ihrer unmenschlichen Verstümmelungen aus Rußland ausgewiesen sind und in Rumänien Aufnahme gefunden haben. Sie tragen den langen, von der Hüfte an viel gefalteten russischen Sammetrock, der bis zu den Knöcheln herabfällt, gewöhnlich in dunkelgrüner, dunkelblauer oder schwarzer Farbe, mit zwei Reihen dicht aneinander stehender Metallknöpfe, die vom Kragen zur Hüfte immer weiter auseinandergehen, um den Leib eine breite seidene Schärpe, die meistens tiefroth (sang de boeuf) oder auch himmelblau ist, auf dem Kopf die breittellerige russische Mütze. Alles in tadelloser Sauberkeit und Accuratesse. Nicht ein Stäubchen ist an der Kleidung dieser Kutscher zu bemerken. Es ist mir rein unbegreiflich, wie diese Leute im öffentlichen Dienste bei Wind und Wetter ihre kleidsamen Trachten in so musterhaftem Zustande erhalten können. Sie alle wirken, als hätten sie eben ihren größten Staat angelegt.

Die russischen Kutscher sehen einander sammt und

sonders zum Verwechseln ähnlich, und es ist schwer zu bestimmen, ob sie achtzehn oder fünfzig Jahr alt sind. Sie sind infolge der schauerlichen Verstümmelung bartlos. Ihre Gesichtsfarbe ist ledern galliggelb, die Augen liegen ziemlich tief in der Höhle, und die Backenknochen springen vor; das stumpfblonde starke Haar ist am Nacken in gerader Linie glatt abgeschnitten. Es sind ruhige, ordentliche, stille Leute, die in Bukarest sehr beliebt sind, und die viel Geld verdienen. Denn in keiner Stadt wird soviel gefahren wie gerade hier. Daß von Zeit zu Zeit Verbrechen aus religiösem Fanatismus vorkommen, ist bekannt; aber diese bleiben immer innerhalb der Secte selbst. Im Uebrigen sind die Lipowaner durchaus ungefährliche brave Männer, die sich nie an fremdem Eigenthum vergreifen und ruhig ihr ödes Leben für sich leben. Sie sehen ernst, ja freudlos aus, sie verkehren und sprechen an den Halteplätzen sehr wenig miteinander. Ich habe sie nie, wie unsere Kutscher, ein Klatschkränzchen bilden, ich habe sie nie lachen sehen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Kutscher ist, daß sie die Namen selbst der wichtigsten Straßen nicht kennen. Wenn man einen Wagen besteigt, so giebt man ihnen nicht etwa, wie bei uns, die Straße und Hausnummer an — das verstehen sie nicht —; sie werden während

des Fahrens vom Fahrgaste selbst dirigirt. Die Bewohner von Bukarest haben es darin zu einer Fertigkeit gebracht, die dem Fremden viel Vergnügen bereitet. Aber der Fremde, der in der Stadt selbst nicht Bescheid weiß, ist ziemlich übel mit den Leuten daran. Er kann sich nicht mit ihnen verständigen, und der Kutscher fährt einfach in gerader Richtung darauf los. Wenn er nach rechts abbiegen soll, berührt man mit dem Stock oder Regenschirm seinen rechten Arm, nach links den linken, und wenn er halten soll, fährt man ihm gerade über den Rücken. Für Ortskundige ist das ja ganz einfach, aber der Fremde ist, wie gesagt, in einer recht üblen Lage. Die leichten Wagen, die mit sehr guten kleinen Pferden bespannt sind, sind außerordentlich angenehm, und die Pferde laufen wie der Blitz.

Das Fahren in Bukarest ist ein wirkliches Vergnügen. Während der guten Zeit ist denn auch jeden Nachmittag allgemeine Spazierfahrt, ein wirklich großartiger Corso, wie ihn kaum eine andere Hauptstadt besitzt. Alles fährt nach der hübschen Chaussee Kisseleff hinaus. Ist man einmal an der Chaussee angelangt, so braucht man sich um nichts weiter zu kümmern, dann weiß der Kutscher ganz genau, was er zu thun hat. Er fährt zunächst den langen und bequemen Weg bis ans Ende.

Da sieht man hunderte von eleganten Privat- und Miethswagen, die hier kaum von einander zu unterscheiden sind, mit Herren und Damen der vornehmsten Gesellschaft besetzt. Am Ende oben hält der Wagen mit den anderen an. Ich weiß nicht, weshalb, aber es geschieht immer. Nach einer Weile fährt der Kutscher wieder los, etwa bis zur Hälfte der Chaussee, da hält er in der Nähe eines Kaffeehauses und rastet wieder einige Minuten, um alsdann die Fahrt fortzusetzen. Das Vergnügen wiederholt sich, so oft man es eben wünscht.

Diese nachmittäglichen Corsos, die sich wie der „tour du lac“ im Boulogner Gehölz hier zu einer wirklichen städtischen Einrichtung ungezwungen herausgebildet und mit den kindischen und kindlichen Nachahmungen, die bei uns in regelmäßigen Abständen versucht worden sind, nicht das Geringste gemein haben, bieten den Einheimischen und Fremden dieselben Annehmlichkeiten. Auf der „Chaussee“ treffen sich Alle, die zur vornehmen Gesellschaft gehören oder gehören möchten, tauschen Grüße, treffen Verabredungen, kokettiren, bändeln an, schmollen und klatschen; und der Fremde sieht da in einer halben Stunde alle bemerkenswerthen und interessanten Persönlichkeiten der ersten Kreise von Bukarest.

Dieser arglose Fremde kommt vor Erstaunen gar nicht zu sich, wenn er seinen Blick auf die im Verhältniß zur Größe der Stadt verblüffend starke Anzahl prächtigster Wagen und Pferde und auf den Toilettenluxus der in den Coupés lässig angelehnten Damen schweifen läßt. Man sieht auf diesem Spazierwege mehr Damen in höchster und raffinirtester Pariser Eleganz, als sie eine Großstadt vom doppelten oder dreifachen Umfange unter normalen Bedingungen aufzubringen vermöchte. Man wird daher nothgedrungen zu dem Schlusse geführt, daß die Verhältnisse nicht normale sein können, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und bedauert die armen Ehemänner, von denen doch nur ein Bruchtheil im Stande sein dürfte, den fabelhaften Luxus, der hier von den gnädigen Frauen, den heranblühenden und verblühenden Töchtern zur Schau getragen wird, aus einem richtig vertheilten, wohlgeordneten Budget zu bestreiten. Denn wenn die Ausgaben der Damen für ihre Toiletten als Norm für die Einnahmen der Männer dienen sollten, so würde Bukarest von Millionären wimmeln müssen.

Es scheint aber, als ob Bukarest in Wahrheit nicht reicher sei, als eine andere Stadt, und als ob der Hang der gluthäugigen Rumäninnen zum Putz allerdings gewisse mißliche Verhältnisse herbeigeführt habe, die zum

Glück nicht als normale zu bezeichnen sind. Böse Zungen und auch solche, die nicht einmal böse sind, behaupten, daß es nicht immer der Ehegemahl sei, der die Kosten für diesen übertriebenen Luxus der Frau trage. Man erzählt — man flüstert es nicht, man sagt es laut —, daß die Löwinnen der „Chaussee" zum nicht geringen Theile jener Kategorie der Evastöchter angehörten, die Emile Augier „lionnes pauvres" getauft, und von denen er in seinem ergreifenden Schauspiel ein grausiges Beispiel hingestellt hat in jener Seraphine, die es zunächst duldet, daß ihre Gewissensbisse wegen des Bruchs der ehelichen Treue durch zarte Geschenke einigermaßen beschwichtigt werden, und die schließlich solche Geschenke in weniger zarter Form, schließlich sogar in der unzartesten, nämlich in klingender Münze, in der Bezahlung von Rechnungen der Schneiderin und Modistin, fordert.

Ich bin natürlich weit davon entfernt, gegen die anmuthigen Damen, die auf der „Chaussee" an mir vorübergerollt sind, und an deren Erscheinung ich meine arglose Freude gehabt habe, eine so schwere und beleidigende Anklage zu erheben. Ich habe nur zu constatiren, daß diese Anklage von den Ortskundigen, und nicht etwa von den eingewanderten Fremden, nein, von den Vollblutrumänen selbst in rücksichtslosester Weise,

ohne alle Beschönigung, ja sogar ohne alle Entrüstung, wie etwas Selbstverständliches, erhoben wird. Wenn die Damen von Bukarest nicht im besten Rufe stehen so haben sie sich lediglich bei ihresgleichen dafür zu bedanken. Ich habe nie eine Stadt gesehen, in der mit einem solchen Mangel an Respect von den bekanntesten Damen gesprochen wird, wie in Bukarest.

Und sie selbst haben sich nebenbei auch einigermaßen zu beschuldigen, daß sie durch den übertriebenen Aufwand für ihre äußere Repräsentation dem Verdacht, sich zur Bestreitung ihrer kolossalen Ausgaben verborgene und nicht ganz lautere Quellen der Einnahmen zu erschließen, Raum geben. Wenn man sich nach den interessantesten und auffälligsten Erscheinungen auf der „Chaussee" erkundigt, so erhält man unter zehnmal neunmal die Antwort: Das ist Frau Soundso, die Geliebte von dem und dem! Es ist eine einfache Auskunft, die ohne alle Entrüstung gegeben und entgegengenommen wird.

Zum Theil sind die schönen Damen von Bukarest Blenderinnen. Bei der ersten flüchtigen Betrachtung wirken sie, namentlich aus einer gewissen Entfernung gesehen, wie wunderbare Schönheiten. Die großen dunklen, feurigen Augen mit den starken, schwarzen, mondsichelgeformten Brauen, das wohlgeordnete schwarze

Haar, die üppige Büste, die runde Taille, die kleinen Füße, die durchaus nicht versteckt werden, und der Glanz der geschmackvollsten und reichsten Pariser Toiletten — Alles das bietet dem Auge ein wohlgefälliges, heiter schönes Bild dar. Wie sehr vornehme tugendhafte Damen sehen sie allerdings nicht aus. Wenn wir unter unserm farbenarmen Himmel im Thiergarten einer solcher weiblichen Erscheinung begegneten, wie wir deren schockweise auf der „Chaussee" in Bukarest sehen, so würden wir ihr vermuthlich in der Klassification schweres Unrecht anthun und nicht ahnen können, daß die betreffende Dame die beste Gesellschaft besucht und bei sich empfängt. Aber wie der Humor, so ist auch das, was wir im weitesten Sinne des Wortes einmal als Decenz oder Wohlanständigkeit bezeichnen wollen, doch etwas mehr oder minder Locales; und das, was hier anstößig wirken könnte, ist dort nicht blos zuläßig, es ist nicht einmal auffällig. Es ist selbstverständlich.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß es in dem schönen Volksschlage der Rumänen nicht auch in der großstädtischen Gesellschaft lieblich-frische, jugendliche Frauen und Mädchen gäbe, wirkliche Schönheiten, die eine aufmerksamere und sorgfältigere Betrachtung ihrer Reize vertragen. Aber bei sehr vielen dieser auf den

ersten Blick so entzückenden Geschöpfe ist allerdings die Berliner Warnung angebracht: „Nich so dichte ran!" Die Rumäninnen treiben mit der Anwendung der kosmetischen Hülfsmittel zur Erhöhung der natürlichen Reize und zur Aufbesserung der Beschädigungen durch das unerbittliche Alter mitunter wirklich übertriebenen Mißbrauch. Im Vergleich zu ihnen sind sogar die Amerikanerinnen, die sich in dieser Beziehung ja auch keinen Zwang auferlegen, unbeholfene Kinder. Das Schminken ist unter den Damen Rumäniens eine fast allgemein verbreitete Unsitte. Und nicht blos das oberflächliche Schminken, das einfache Auflegen von Weiß und Roth. Mit sorgfältigster Kunst bemalen sich die Damen. In feinsten Schattirungen lagert sich ein rosiger Hauch über die Wangen. Die schwellenden Lippen erglänzen in feurigem Roth der üppigen Jugend. Die verrätherischen Fältchen an den Augenwinkeln werden zugedeckt, und ein zartes Weiß, durch das gemalte blaue Adern liebreizend schimmern, verwischt die unnachsichtigen Eingrabungen des bitterbösen Alterns. Zarte schwarze feine Striche unter den Augen lassen dasselbe größer erscheinen und verleihen dem Blick einen vielversprechenden feurigen Glanz. Die Brauen sind schwarz nachgezogen, und die schöne Rundung ist durch kunstvolle Retouche

noch interessanter geworden. Kurz und gut, sie stellen aus ihren Gesichtern vollkommene Mauvais-Genrebilder her. Die Unsitte des Schminkens ist übrigens nicht nur in der städtischen und vornehmen Gesellschaft Rumäniens verbreitet, auch die Dienstmädchen und die Bäuerinnen schminken sich.

Es fährt sich angenehm auf der „Chaussee“ und auf den guten, neugepflasterten Straßen. Aber es läßt sich auch in der Villenstadt, aus deren zahllosen Gärten im Mai, namentlich nach Sonnenuntergang, die Riech-weide und der Faulbaum ihren berauschend starken, scharf süßlichen Duft ausströmen, recht behaglich schlendern; und man kann keine zwanzig Schritte machen, ohne an einer Kirche vorbeizukommen.

Auch in Bezug auf Kirchenreichthum steht Bukarest wohl ziemlich einzig da. Man behauptet, die Stadt zähle genau 365 Gotteshäuser, so daß also ein frommer Mann an jedem Tage im Jahre eine neue Betstätte besuchen könnte. Es darf allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß auch die vornehmsten dieser Kirchen den rechten großartigen und weihevollen Charakter vermissen lassen. Auch die bedeutendsten sind ziemlich unansehnlich und bescheiden in den Verhältnissen, und die über-wiegende Mehrheit sind einfache Kapellen und Bethäuser.

Sie sind zum größten Theil unter Anlehnung an den byzantinischen Stil erbaut, mit mehreren in Kuppeln auslaufenden Thürmen, die das Kreuz als Krönung tragen. Ueber dem Hauptportal und an den Außenwänden sind grobe Malereien in kindischer Zeichnung und bunten Farben angebracht, mitunter auch Mosaikbilder. Die Dächer sind mit glattem Blech beschlagen das im Sonnenschein freundlich leuchtet und funkelt.

XIV.

Das rumänische Königspaar.

König Carol. — Ein Attentäter. — Empfangszimmer der Königin. — Bibliothek des Königs. — Königin Elisabeth und Carmen Sylva. — Ein Bauermädchen aus Siebenbürgen. — Zigeuner. — Musik der rumänischen und ungarischen Zigeuner.

Unter den Profanbauten Bukarests fallen einige Paläste, die zum großen Theil im Besitz der Familien der früheren Hospodare sind, durch ihre vornehme Schönheit auf. Aber auch diese sind, wie alle Baulichkeiten in Bukarest, von mäßigem Format. Das gil- auch von dem freundlichen und eleganten, aber keineswegs imposanten königlichen Palaste. Die innere Einrichtung dagegen ist von wahrhaft fürstlicher Pracht und bekundet, wie alle Werke des Königs und der Königin, den fein geläuterten künstlerischen Geschmack des rumänischen Herrscherpaares.

Ich hatte die Ehre, gleich am Tage nach meiner Ankunft von Ihrer Majestät der Königin und an den folgenden Tagen sowohl von der hohen Frau, wie von

Seiner Majestät dem König zu wiederholten Malen empfangen zu werden und stundenlang in Gesellschaft der erlauchten Herrschaften verweilen zu dürfen. Ich gestehe, daß ich von Befangenheit nicht frei bin, wenn ich über diese Stunden hier sprechen soll. Wollte ich wahrheitsgemäß berichten, mit welcher unendlichen Güte und Herzlichkeit das rumänische Königspaar mich aufgenommen, wie bei ihnen das rein Menschliche die Verschiedenheit der Geburt beseitigt, wie die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung den starken Abstand überbrückt, wie man nach wenigen Augenblicken nur noch das beruhigende Bewußtsein hat, vornehm fühlenden und vornehm handelnden Naturen gegenüberzustehen — wollte ich das in dankbarer Erinnerung an Alles was ich empfangen und empfunden habe, hier so schildern, wie ich es möchte und müßte, so würde ich dem Vorwurfe byzantinischer Liebedienerei und höfischer Servilität kaum entgehen, so unverdient dieser Vorwurf thatsächlich auch wäre.

Den König Carol sah ich zuerst bei einem Parkfeste, das zu irgend einem wohlthätigen Zwecke veranstaltet worden war. Der König ist etwas über mittelgroß, von schlanker und zugleich männlich kräftiger Gestalt. Das von dem Vollbart umrahmte Gesicht hat

den edlen Schnitt der fürstlichen Hohenzollern. Das dunkelgraue sinnende Auge giebt demselben einen ernsten, nachdenklichen, nicht sorgenfreien Ausdruck. Das Haupthaar ist braun und hie und da schon vor den Jahren ergraut.

Der Eindruck des Ernsten und Pflichtgetreuen, den das Aeußere macht, wird noch verstärkt, wenn man mit dem Könige spricht. Mit freiem Blick beherrscht er einen weiten Gesichtskreis. Er ist des Wortes in ungewöhnlicher Weise mächtig. Er spricht scharf, klar, und sein Ausdruck ist immer elegant. Er spricht mit großer Freiheit, immer ruhig und besonnen, aber ohne alle ängstliche Scheu, sein Urtheil durch die Rücksicht auf seine Würde einengen zu lassen. Er weiß, daß er nichts Besonderes zu thun braucht, um diese Würde ohnehin zu wahren. Er ist unbefangen und wohlwollend in der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse. Jedem seiner Worte hört man an, wie ernst er seinen fürstlichen Beruf auffaßt, wie er unablässig bemüht ist, das Richtige zu erfassen, das Nützliche zu thun, die Schäden zu beseitigen. Er ist von allen Verhältnissen seines Landes genau unterrichtet, und nicht durch gefällige Zurechtmachungen, sondern durch eigene Anschauung, durch Selbststudium. In Fragen der hohen Politik, der inter-

nationalen Beziehungen zeigt er eine sehr bemerkenswerthe Schärfe der Auffassung. Er ist fest ohne Eigensinn, ein echter Hohenzoller, der keine Furcht kennt, und der sich aus seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse, wie sie sich durch die geschichtliche Entwicklung gestaltet haben, seine bestimmten und unverrückbaren Ansichten gebildet hat über die Aufgaben, die der Gegenwart obliegen, um allen Anforderungen einer wahrscheinlichen Zukunft gegenüber gerüstet dazustehen. Ein Staatsmann ohne phantastische Ideen, ein sachlich nüchterner Realpolitiker und vortrefflicher Soldat. Dabei auch ein Freund und Förderer der Künste. Es war kein anempfundener, künstlich aufgepfropfter Enthusiasmus, es war die echte und wirkliche Freude am Schönen, mit der der König mir seine Schätze, namentlich die schönen Bilder von Greco, von Tizian und anderen alten italienischen Meistern, zeigte. Und nur ein von lauterer Begeisterung für die Kunst durchdrungener Fürst hat im Verein mit der eben so kunstbegeisterten Gemahlin jenes Karpathenwunder hervorzaubern können, das Schloß Pelesch heißt.

Als ich den König und die Königin im Parke Cismegiu, in dem alle möglichen Verkaufsbuden aufgeschlagen waren, lustwandeln sah, umringt von einer Schaar von Kindern und Neugierigen aus allen Ständen,

ohne alle militairische Begleitung, ja ohne Adjutanten, mitten im Volke, da stellte sich in meinem Geiste neben die ruhig männliche Erscheinung des Königs Carol plötzlich der gewaltige Sultan. Hier der Herrscher mitten im Gewühl, in größter Gelassenheit und Ruhe, ohne auch nur von dem Gedanken an eine schnöde That behelligt zu werden, dort der Großherr aller Moslem, eingekerkert in seinem Palast, und bei der einzigen unerläßlichen Ausfahrt der Woche von tausenden bis an die Zähne Bewaffneten argwöhnisch bewacht. Und ich dachte an den Vers unserer Nationalhymne, der mit den Worten beginnt: „Nicht Roß nicht Reisige . . .“

Und eigentlich hätte König Carol doch wohl einige Veranlassung, etwas vorsichtig zu sein. Daß er sich auf einen Posten gestellt hat, der keineswegs gefahrlos ist — Niemand weiß es besser als er selbst. Daß sich in dem vom Parteihader durchwühlten, durch lange lange Mißherrschaft zerrissenen Lande, dem er mit Aufopferung aller seiner Kräfte Festigung und Ruhe geben will, auch ein durch Fanatismus, Großmannssucht oder eine sonstige Art des Wahnsinns aufgereiztes Individuum finden kann, das unter Umständen zur Waffe des Meuchelmörders greift und das Leben des Fürsten bedroht — er hatte es soeben erst erfahren müssen. Seit dem

Attentat waren nur wenige Wochen vergangen. Ein Mensch, der früher Soldat gewesen, aus der Armee ausgestoßen und wegen verbrecherischer Handlungen im Zuchthause gewesen war, der sich ein halbes Jahr vor seinem Anschlage als Leibdiener beim Könige gemeldet hatte, feuerte von der Straße aus zwei wohlgezielte Schüsse durch die erleuchteten Scheiben in das Zimmer des Königs. Der König war zufälligerweise im Zimmer nebenan. Wenn der König, wie gewöhnlich um diese Zeit, an seinem Arbeitstische gesessen hätte, so wäre das Schlimmste vielleicht eingetroffen. Der König sprach mit größter Ruhe und ohne die geringste Ereiferung über diesen Vorfall, dessen trauriger Held, wie es keinem Zweifel unterliegen kann, ein Wahnsinniger ist. Der Attentäter wollte um jeden Preis berühmt werden. Er hat seinen Zweck nicht erreicht. Sein Name ist in Rumänien schon vergessen, und im Auslande erst recht.

Es existiren von diesem Menschen verschiedene Photographien, die für die Richtigkeit der Lombroso'schen These zu sprechen scheinen: daß es Menschen giebt mit einer angeborenen verbrecherischen Grundlage, die nach der Auffassung des berühmten Psychiaters nur eine Unterart jener großen Krankheit bildet, die unter dem Gesammtnamen „Wahnsinn“ zusammengefaßt wird. Der

Attentäter hat sich schon ein halbes Jahr vor dem Attentat als Selbstmörder photographiren lassen. Er steht da, den Revolver auf die Brust richtend, neben ihm seine Braut, die ihm in den Arm fällt und ihm den Revolver zu entreißen sucht. Ich besitze die merkwürdige Photographie, die mir der König geschenkt hat. Ein anderes Bild zeigt den Attentäter in der kokettesten rumänischen Nationaltracht, starrend im Waffenschmuck. Der Mensch hatte eine Zuchthausstrafe wegen Mordes abzubüßen und ist, wegen guter Führung an den König empfohlen, von diesem nach einigen Jahren begnadigt worden. So hat er denn seinem Wohlthäter gedankt. Er ist durch den Spruch der Sachverständigen dem Irrenhause überwiesen worden, in das er freilich etwas zu spät gekommen ist, das er nun aber hoffentlich nicht wieder verlassen wird.

Die Wohn- und Empfangsräume im königlichen Schlosse sind prachtvoll und zeugen von auserlesenem Geschmack. Der Raum, in dem ich die Ehre hatte, Ihrer Majestät der Königin Elisabeth zum ersten Mal gegenüberzutreten, ist ein großer, in anmuthiger Willkür gegliederter Saal. Er wird abgeschlossen durch ein Cabinet mit erhöhtem Podium, das im reichsten orientalischen Stil eingerichtet, mit kostbaren Stickereien, Teppichen,

niedrigen Polstern u. s. w. in behaglichster Weise ausgestattet ist. Daran schließt sich ein schmaler Wintergarten mit Palmen und sonstigen großen Blattpflanzen, der den Eingang bildet. Der Hauptraum ist der Länge nach durch eine Querwand mit breiten Thüren verengt, so daß sich neben diesem noch ein langgestrecktes, sehr gemüthliches Zimmer befindet.

Auch dieser Hauptraum ist durch die verschiedene Höhe der Podien und durch eine Galerie, zu der eine Treppe von der Erhöhung hinaufführt, in seiner Monotonie in erfreulichster Weise unterbrochen. Hier stehen in der Mitte zwei gute Flügel und an der Wand eine schöne Orgel, daneben die Nürnberger Madonna in Holz. An der Hauptwand befindet sich neben sehr schönen Bildern von Rubens, van Eykens, Rosso Rossi, Dominico Veneziano, Pereida 2c. ein Meisterwerk von Rembrandt, Esther und Ahasver darstellend. Ueberall, wo irgend Platz ist, und auch da, wo erst Platz hat geschaffen werden müssen, sind Kunstwerke angebracht, unter Anderm eine sehr schöne Reproduction des Moses von Michel Angelo. Die herrlichsten Stickereien und Teppiche bedecken den Boden und alle Geräthe, und das Ganze macht in seiner heitern Grundfarbe und in seiner launigen und doch so fein abgestimmten Buntheit, in seiner zwar etwas krausen,

aber dabei doch so ruhigen Anordnung mit all diesen auserlesenen Kunstschätzen und der scharfsinnigen Vertheilung des Raums, die allerorten lauschige Schmollwinkel und reizende Plauderplätzchen geschaffen hat, einen ebenso reichen wie liebenswürdig anmuthenden Eindruck. Der ganze Complex von Zimmern wird durch Oberlicht erhellt.

Hervorragende Menschen wissen ihrer Umgebung meist etwas von ihrem eigenen Wesen, den Abglanz ihrer Individualität zu verleihen. Man empfängt einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn man aus den eigenartigen Zimmern der Königin, aus dieser buntschillernden Verschwisterung von gewagten Farben und fremdartigen Linien, aus dieser reizvollen Zusammenwürfelung von Gegenständen, die ursprünglich nicht zusammengehören, die in weit auseinanderliegenden Zeiten und Räumen entstanden sind, hier aber zu einem heitern und harmonischen Ganzen zusammenfließen — wenn man aus diesen Gemächern einer für die Schönheit begeisterten hohen Frau in die nicht minder individuellen Zimmer ihres königlichen Gemahls, etwa zuerst in seine Bibliothek, tritt.

Da ist vor der strengen markigen Stilisirung alles Spielende und gefällig Willkürliche verschwunden. In dem ganzen großen Raume (es war der frühere Thronsaal) herrscht eine so einfach consequente Anordnung

der architektonischen und decorativen Elemente — Alles getaucht in die ruhig dunkle Farbe des Eichenholzes, das überall wiederkehrt: in der Täfelung der Wände, in der reichgeschnitzten Treppe, die zur Galerie hinanführt, in der Balustrade dieser Galerie, in den weit vorspringenden Bücherschränken selbst und an der Decke —, daß man zuerst kaum wagt, auch nach den Einzelheiten sich umzusehen, um noch etwas mehr als nur jenen sachlich strengen, großen Gesammteindruck mit hinwegzunehmen. Und doch, wie wunderbar ist dieses Einzelne! Wie vortrefflich hat es der Meister der Schnitzkunst verstanden, bei der überall gewahrten Energie und Großlinigkeit des Ganzen doch liebevoll und discret zu sein, auf das Kleinste und Zarteste einzugehen, ohne nur ein einziges Mal durch das aufdringliche Heraustreten einer solchen Einzelheit das Auge des Beschauers zu verwirren! In dieser ernsten, fast möchte man sagen: feierlich düstern Umgebung pflegt der König mit seinen Rathgebern zu arbeiten. Es ist nichts Ablenkendes und Zerstreuendes in diesem Raume. Selbst die grelle rumänische Sonne muß ihr Licht gedämpft und abgetönt durch die mattgefärbten Scheiben ergießen, und von dem Rasseln und Lärmen der lauten Siegesstraße da unten dringt kaum ein dumpfes Rollen in diese arbeitsame Stille . . .

Die Königin ist eine wahrhaft fürstliche Erscheinung. Die hohe Gestalt ist von klassischem Ebenmaß in den Verhältnissen, ruhig, sicher und elegant in den Bewegungen. Der edelgeschnittene Kopf mit der hohen Stirn, die von üppigen, schon vorzeitig von Silbersträhnen durchzogenen Haaren umrahmt ist, mit der feingeschwungenen Nase und jenen „schön gereimten Lippen," die man, wie Heine sagt, nur bei Dichtern findet, erhält namentlich durch die blauen glänzenden Augen, die mit wahrer Kindlichkeit um sich blicken, den charakteristischen Ausdruck von Güte und Klugheit. Eine sorgende Falte, die sich in die Stirn eingegraben hat, giebt dem Gesichte aber zugleich auch etwas schwermüthig Trauriges, Duldendes. Die deutsche Fürstentochter, die, wie ihr königlicher Gemahl, ihre Aufgabe als Fürstin auf dem Thron Rumäniens sehr ernst nimmt, hält sich von allen Staatsangelegenheiten grundsätzlich vollkommen fern. Sie sucht ihre Aufgabe nur in der Linderung der Noth und des Elends, in den Werken der Barmherzigkeit und in der Förderung alles dessen, das national schön und erhaltenswerth ist. An den Werken der rumänischen Kunst und Literatur nimmt sie das regste und förderſamste Interesse. Sie sammelt die eigenartigen Volksgesänge und sucht durch ihr Bei-

spiel dahin zu wirken, daß die außergewöhnlich malerische, farbenprächtige, schöne rumänische Nationaltracht, die sich eigentlich nur noch auf dem platten Lande erhalten hat, in der Großstadt aber durch die fränkische Mode völlig verdrängt ist, erhalten bleibe und auch in den Kreisen der Bevorzugten wieder zu Ehren komme.

Die Königin besitzt eine durchaus ideal angelegte Natur. Sie ist völlig wahr und begreift daher auch nicht, daß man lügen könne. Wenn sie auch mitunter schmerzliche Erfahrungen hat machen müssen, so ist ihr Vertrauen zu den Menschen darum doch unerschüttert geblieben. Sie liebt das Gute und glaubt daran. Sie ist eine einfache gerade Natur, rastlos fleißig, und hat an ihren Erfolgen als Dichterin aufrichtige Freude. Sie besitzt die wärmste Empfänglichkeit für alles Schöne, eine unglaubliche Leichtigkeit in der Gestaltung, eine rege und erstaunlich fruchtbare Phantasie.

Ueber ihre schriftstellerische Befähigung, die sie als Carmen Sylva in den zahlreichen Dichtungen und in Gemeinschaft mit Frau Mite Kremnitz in den bekannten Erzählungen und Romanen von „Dito und Idem" („Aus zwei Welten", „Astra" u. s. w.) mit vollstem Gelingen bethätigt hat, steht das öffentliche Urtheil fest. Das Hauptwerk Carmen Sylvas, die

Frucht von mehr als zwanzig arbeitsreichen Jahren, ist eine Sammlung von etwa vierhundert lyrischen Gedichten, die sie unter dem Titel „Meine Ruh" veröffentlicht hat.

Dieser Titel „Meine Ruh" entspringt nicht nur der pietätvollen und sehnsüchtigen Erinnerung der Königin an ihre herrliche Heimat, an den rauschenden Rhein, wo in dem Grün der schlanken Buchen das anmuthige Jagdschloß Monrepos liegt, das der Lieblingsaufenthalt der jugendlichen Prinzessin von Wied gewesen war. „Meine Ruh" offenbart den Lesern mehr als irgend ein anderes Werk der hohen Frau, wie die Poesie ihr der liebreiche und tröstende Zufluchtsort vor allem Kummer und allen Täuschungen stets gewesen ist und noch ist. Ihre ganze Lebensfreude, ihr tiefster Schmerz, ihr scharfer Spott, Alles, was ihre Seele freudig und schmerzlich berührt hat, Mutterglück und Mutterleid, die begeisterte und tiefe Liebe zur Natur, namentlich zum deutschen Walde, aber auch die bittere Verachtung und die beißende Verhöhnung all des Niedrigen und Gemeinen, das eine Königin vielleicht noch mehr als andere Sterbliche zu schauen und zu ertragen gezwungen ist — mit einem Worte: ihr ganzes Wesen hat hier seinen beredtesten Ausdruck gefunden; und echter und wahrer, als alle biographischen Mittheilungen künden uns diese

drei Bände Lieder und Satiren, wie Carmen Sylva ward, was sie liebte und litt, was sie wirkte und schaffte.

Die Königin besitzt aber auch neben ihrer allbekannten dichterischen Begabung großes Talent zum Zeichnen und Malen. Sie hat für die schönste byzantinische Kirche Rumäniens — und vielleicht der Welt —, für Curtea de Argesch, ein rumänisches Gebetbuch in reichster Ornamentik, im Geschmacke des byzantinischen Mittelalters gemalt, das von Sachkennern als ein wahres Meisterwerk gerühmt wird, und dessen Schönheit auch der Laie rückhaltlos bewundert. Auch für die Musik ist die von der Natur verschwenderisch ausgestattete Fürstin in hohem Grade veranlagt.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest wurde die Königin von einem jungen, ernsten und sehr begabten englischen Bildhauer, H. H. Kitson, modellirt. Zu diesen Sitzungen war ich gewöhnlich eingeladen, und wir unterhielten uns täglich stundenlang über alles Mögliche, namentlich über künstlerische und literarische Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Bei einer dieser Sitzungen ereignete sich nun eine wirklich rührende Scene. Eine bildhübsche und blutjunge rumänische Bäuerin aus Siebenbürgen hatte den weiten Weg von ihrer Heimat bis zur Hauptstadt Rumäniens

zurückgelegt, nur um die Königin und den König zu sehen. Die Königin ließ das Mädchen, das seine kleidsamste und reichste Nationaltracht angelegt hatte, in das kleine zum Atelier hergerichtete Zimmer eintreten.

Das Mädchen blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen. Und in der That, so, genau so hatte sich in der Phantasie der Bäuerin die Vorstellung von einer richtigen Königin bilden müssen. Die Königin saß dem Künstler in großer Balltoilette. Sie trug ein tiefgelbes, goldfunkelndes Atlaskleid mit langer Schleppe und auf dem Haupte ein herrliches Diadem von selten schönen Opalen und Diamanten. Die reizende Bäuerin glaubte unzweifelhaft, daß die Herrscherin Rumäniens beständig in dieser Tracht dahergehe. So mußte es sein und anders konnte es nicht sein! Ja, das war eine rechte und echte Königin!

Als die Fürstin dem Mädchen freundlichen Willkomm geboten und ihr die Hand entgegengestreckt hatte, trat die Bäuerin heran, verneigte sich sehr tief und küßte die Hand mit einer Grazie und einem Anstande, um die sie manche Hofdame hätte beneiden dürfen. Nun wurde das Kind vom Lande auch ganz unbefangen, wenngleich sie ihre bescheidene Haltung nicht einen Augenblick aufgab. Auf die Fragen der Königin erzählte sie mit

schlichter Anmuth, was sie nach der Hauptstadt Rumäniens geführt habe. Sie überreichte der Fürstin ein hübsches Geschenk, eine kunstvolle, von ihr selbst gefertigte Stickerei, und sagte, daß sie um die Gnade bitten möchte, immer bei Ihrer Majestät bleiben zu dürfen; ein kleines Zimmerchen werde sich in dem großen Schlosse schon finden, und sie brauche nicht viel Platz; sie möchte eben nur die Ehre haben, in der Nähe der Königin bleiben zu dürfen.

Die Königin machte das hübsche Kind lächelnd darauf aufmerksam, daß sich das doch nicht so ohne Weiteres machen lasse; wenn aber irgend eine Stelle frei werde, so werde sie sich des jungen Mädchens gern erinnern. Man sah es der Königin an, daß ihr diese Worte sehr ernst gemeint waren; denn der liebliche Ausdruck des frischen runden Gesichtes, die Artigkeit ihres Auftretens, die freundliche Naivetät ihres ganzen Wesens machten auf die Fürstin offenbar einen sehr angenehmen Eindruck. Da aber antwortete die Bäuerin: Ihre Majestät habe sie mißverstanden; sie sei nicht nach Bukarest gekommen, um eine Stelle zu suchen. „In unserer Familie dient man nicht,“ sagte sie mit ruhigem Stolz. Sie wollte eben nur in der Nähe der Königin bleiben, nichts weiter! Die Königin konnte nur wieder=

holen, daß die Gewährung dieser Bitte doch nicht ganz so einfach sei, wie es das gute Mädchen sich vorzustellen scheine. Die andere Bitte der Bäuerin aber, den König von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wurde ihr bereitwillig gewährt, obwohl der Fürst gerade in jenen Tagen ungemein beschäftigt und schwer zugänglich war.

Bei jenem Parkfeste in Cismegiu, das von den Majestäten und allen Vertretern der vornehmen Gesellschaft von Bukarest besucht wurde, spielten außer verschiedenen regelrechten Kapellen auch rumänische Zigeunerbanden.

Ich muß sagen: diese Zigeunermusik, von der man behauptet, es sei die ursprünglichste und allerechteste, diejenige, die von der Cultur am meisten verschont geblieben sei — mir will sie gar nicht behagen! Da mag denn meinetwegen lieber die Alles beleckende Cultur ein bischen mitmachen und die Ursprünglichkeit schädigen, wenn sie jenen einzigen Charakter, jene seltsam ergreifende Klangfarbe hervorzubringen vermag, wie sie den ungarischen Zigeunerkapellen zu eigen ist. Hier aber war nichts wahrzunehmen von jenem wundersam wehmüthigen Schluchzen, Wimmern und sinnlichen Aufjauchzen, das die ungarischen Zigeuner ihren Geigen und Cymbeln zu entlocken wissen; und mit schmerzlichem Bedauern gedachte ich der fiedelnden braunen Jungen, die ich in

Pest gehört hatte, und die ich zu meiner größten Freude in Schmecks oder Tatra-Füred, wie es jetzt heißt, wiedertreffen sollte — der echten, der wahren, der alleinigen Zigeuner, — ja, der echten, wenn sie meinetwegen auch historisch nicht so echt sind wie die Rumänen, der unvergleichlichen Czardasspieler aus Kaschau, mit ihrem eleganten Primas Racz Gyula an der Spitze. Das waren die wahren Naturkünstler! Eljen! Und im Vergleich zu diesen Ungarn waren die rumänischen Zigeuner, die man, glaube ich, auch Lautari nennt, elende Stümper!

Hier hörte ich nur ein entsetzliches Gefiedel, tarantellenartige Tänze von ermüdender Monotonie, ein unerfreuliches Gedudel, begleitet von den schrillen Tönen der Rohrpfeife, wie wir sie nur noch an den Statuen des Pan erblicken — eines Marterinstruments, auf dessen Löchern die Lippe des braunen Jammermannes krampfhaft hin- und herrutscht —, und von den dumpfen Schlägen einer erbärmlich kleinen, vor den Leib gebundenen tragbaren Cymbel, die hier blos häßlich und thöricht klingt.

Franz Liszt behauptet in seinem Buche über Zigeunermusik, daß die Czardas und Volkslieder, die die ungarischen Zigeuner aufspielen, nicht magyarischer Herkunft, sondern wirklich aus dem Zigeunerstamm herausgewachsen seien. Ich will gegenüber einem so hervor-

ragenden Meister der Tonkunst, der über dieses Thema sicherlich eingehende Studien gemacht hat, natürlich keine widersprechende Bemerkung wagen; aber die Behauptung Liszts setzt mich doch einigermaßen in Erstaunen. Woher kommt es denn, daß die singenden Zigeuner Rußlands in ihren Gesängen starke Anklänge an die slawische Musik haben? daß ihre Lieder mit denen der ungarischen Zigeuner nicht die geringste Verwandtschaft aufweisen? Und woher kommt es, daß wiederum die rumänischen Zigeuner eine ganz besondere Musik für sich haben, die weder mit der russischen, noch mit der magyarischen Zigeunermusik gemeinsame Züge aufweist? Weshalb haben denn die spanischen Zigeuner überhaupt keine Musik? Ich glaube, daß die Zigeunermusik doch sehr stark von der Nationalität, innerhalb deren die Zigeuner leben, beeinflußt wird. Ungarische Zigeunermusik, das heißt, die charakteristischste, merkwürdigste und packendste, spielen nur die aus Ungarn stammenden Zigeuner auf. Und ich glaube, Johannes Brahms hat Recht gehabt, daß er die von ihm in Ungarn gesammelten Zigeunerweisen unter dem Namen „Ungarische Tänze" herausgegeben hat.

In Rumänien sind übrigens die Zigeuner die Maurer und Zimmerleute des Landes. Die Rumänen arbeiten nicht sehr gern, wie man sagt.

XV.
Sinaja und Schloß Pelesch.

Die früheren Minister. — Sinaja. — Das Kloster. — Das Karpathenschloß Pelesch. — Schwierigkeiten beim Bau. — Die innere Einrichtung.

Bei der Kürze meines Aufenthalts im Lande werde ich nicht so geschmacklos sein, mir ein Urtheil über die nationalen Eigenthümlichkeiten zu erlauben. Ich könnte übrigens den Rumänen nur das Beste nachsagen, denn ich bin in Bukarest vom Glück in ungewöhnlicher Weise bevorzugt worden und habe direct, oder indirect durch die mir befreundete ungemein liebenswürdige Familie des Dr. Kremnitz und seiner Frau, der Schriftstellerin Mite Kremnitz, nur tüchtige und ausgezeichnete Männer kennen gelernt: den überaus freundlichen und gefälligen Cantacuzène, den hervorragenden Uebersetzer der Schopenhauerschen philosophischen Werke in's Französische; den damaligen Ministerpräsidenten Rosetti, der, wie seine früheren Collegen im Ministerium, deren persönliche Bekanntschaft ich ebenfalls gemacht habe, der

Minister des Aeußern, Carp, und der Cultusminister Maïoresco, eine gediegene deutsche Bildung besitzt. Die drei genannten Minister haben lange Jahre auf deutschen Universitäten studirt. Carp war activer Corpsbursche in Bonn bei den Preußen, also unter Andern auch ein Corpsbruder unseres jetzigen Staatssecretärs der Auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Herbert Bismarck. Rosetti, Carp und Maïoresco beherrschen die deutsche Sprache vollkommen. Der Cultusminister Maïoresco spricht sogar ein auffällig elegantes Deutsch, mit subtilster Unterscheidung der verwandten sprachlichen Begriffe. Er hat auch eine philosophische Abhandlung in deutscher Sprache erscheinen lassen.

Es war mir gegönnt, mit meinem lieben Freunde Dr. Kremnitz das herrliche königliche Lustschloß in Sinaja und mit dem Cultusminister Maïoresco und dessen Gesellschaft das neuerstandene Wunder der byzantinischen Baukunst, die Kirche von Argesch, zu besuchen.

Die Rumänen sind ein behendes Volk und in Bezug auf Locomotion viel weniger schwerfällig als wir. Ausflüge nach Punkten wie den eben genannten erscheinen ihnen als etwas ganz Selbstverständliches. Und doch ist der nach Sinaja, der insgesammt für hin und zurück eine Eisenbahnfahrt von neun Stunden ver-

anlaßt, nicht ohne Anstrengung in einem Tage zu bewältigen. Der nach Curtea de Argesch erfordert zwei volle Tage.

Der Weg nach Sinaja ist zunächst ziemlich langweilig. Mit überraschender Unmittelbarkeit sind wir auf einmal mitten in den Karpathen. Der Uebergang ist verblüffend jäh. Wir durchsausen eine bergige Strecke von Schiefer, Geröll, mit kahlen Felsen, zwischen die sich ab und zu dichtbestandene anmuthige Berge in sanften Umrißlinien einkeilen. Da sehen wir denn das frische Grün des Laubholzes und das dunkle der Nadeln, namentlich mächtige Edeltannen. Die Bahn, die dem Laufe des Flusses folgt, hat viele Hindernisse mit Brücken und Tunnels zu überwinden.

Sinaja, das dem jetzigen Königspaare sein mächtiges Aufblühen verdankt, ist in herrlicher Lage eingebettet zwischen hohe Berge, deren Gipfel noch mit Schnee bedeckt sind. Von wundervoller Wirkung ist namentlich ein Höhenzug in bizarr zerrissenen Linien, der in dem schönen malerischen Caraiman-Felsen mit seinem smaragdgrünen Matten, die wie ein Polster in das Grau des Steines eingefügt sind, großartig abschließt. In diesem weiten Kessel sind nun in sehr kurzer Zeit eine Anzahl freundlicher Villen in meist geschmackvoller, wenn auch

keineswegs stilgerechter Bauart, mit allen möglichen Thürmen und Thürmchen, mit Zinnen und Zacken, inmitten hübscher Gartenanlagen erstanden. Aus diesen ragen einige größere Bauten auf, Hotels, Badeanstalten u. s. w. Alles macht den Eindruck des eben Fertiggewordenen, Neuen. Auf das Lebhafteste erinnerte mich der Blick auf Sinaja an die frisch erstandenen Städte des amerikanischen Westens und ganz besonders an das Luxusbad Las Vegas in Neu-Mexico. Und auch hier weht dieselbe herbe, auffrischende starke Luft, auch hier erfreut sich das Auge an demselben saftigen Grün, und Alles, was Menschenhand gemacht hat, ist auch hier so neu und frischbacken wie drüben im Westen.

Doch nicht Alles! Hier im Karpathenkessel sind doch Wahrzeichen einer alten Cultur vorhanden.

Da steht im schönsten Punkte der Landschaft das alte Kloster, das von seiner Höhe herab das weltliche Treiben der fröhlichen Sommerfrischler beherrscht. Um die klösterliche Strenge der Mönche und Nonnen soll es übrigens nicht gar so schlimm bestellt sein. Man erzählt sich über das recht weltliche Treiben der braven Klosterleute hier allerlei Wundergeschichten, die ich nicht wiederholen mag, weil ich sie eben auf ihre Glaubwürdigkeit nicht habe prüfen können. Aber es scheint: ein

freies Leben führen sie! In einem Tingel-Tangel niedrigster Gattung, das ich eines schönen Abends, als ich nichts Besseres zu thun hatte, besuchte, fand ich unter den Zuhörern oder besser: Zuschauern — es war eigentlich mehr zu schauen als zu hören — auch einen ehrwürdigen Geistlichen der orthodoxen Kirche, der seine langen Haare — die griechisch-katholischen Geistlichen dürfen das Haupthaar nicht scheeren — in einen Zopf geflochten und unter dem Kragen geborgen hatte. Mein Begleiter wunderte sich darüber, daß ich mich darüber wunderte, den geistlichen Herrn in dieser schnöden Weltlichkeit anzutreffen. Er fand das ganz selbstverständlich.

Das Kloster da oben, das wir besichtigten, macht einen ganz heitern Eindruck. In der kleinen Klosterkirche, auf deren getünchten Wänden sich allerlei steifbeinige Heilige und widerwärtige Fratzen, die vielleicht sehr charakteristisch sind, aber unendlich häßlich ausschauen, herumtreiben, und die Gottlob verwittern, riecht es sehr stark nach Knoblauch, und in der Zelle, in der der ehrwürdige Mönch, der uns herumführt, haust, riecht es noch viel schlimmer. Es ist kaum zum Aushalten. Aber der Blick von dieser Kapelle auf die Villenstadt und die Höhenzüge ist entzückend.

Bis jetzt läßt indessen noch nichts ahnen, welches Wunder sich in der nächsten Nähe unseren Blicken darbieten soll.

Auf schattigem Wege fahren wir kaum eine knappe Viertelstunde, durch Buchen, Kastanien und Tannen, als plötzlich wie durch einen Zauber ein herrliches Schloß, ein wahres Märchenschloß, vor uns wie aus der Versenkung aufsteigt. Ganz abgeschlossen vom Treiben des Modebades, in einem schmalen Seitenthale, das der lustige Pelesch fröhlich durchplätschert, über Kiesel rauschend und hüpfend und sich nur eine kurze Rast gönnend, um dann in munterm Fall thalwärts weiterzuspringen — da, wie ein Kleinod in grünen Sammet eingeschachtelt, liegt es da, das unvergleichlich schöne Schloß! Eine Verwirklichung der phantastischen Künstlerträume eines Gustav Doré!

Ja, ein Märchen! Die Schöpfung eines Fürsten und einer Dichterin!

Freilich hat die Natur eine köstliche Vereinigung des Gewaltigen und Anmuthigen hier geschaffen. Aber so herrlich und gar so gütig, wie sie uns jetzt hier erscheint, ist sie von vornherein doch nicht gewesen. Man hat ihr etwas nachhelfen müssen. Der Wald, der früher bis an den Fluß hinabkletterte, hat zurückweichen und

für den Bau Raum geben müssen. Und nicht in so lieblicher Senkung wie jetzt strebte die Höhe vor dem Schlosse dem Thale zu. Man hat thatsächlich Berge verpflanzt, das eine Ufer geebnet, da Höhen abgetragen und auf dem andern, wo sich das neue Schloß erheben sollte, eine Höhe aufgethürmt. Die Schwierigkeiten bei dieser Gestaltung des widerspänstigen Bodens waren unglaubliche. Mitten in die halbfertigen Arbeiten der Grundlegung sprudelten auf einmal Quellen hinein, die Alles, was mühevoll geschaffen war, wieder zu Schanden machten, und die erst abgeleitet werden mußten. Millionen sind verschlungen worden, ehe ein fester Untergrund für den Bau hergestellt werden konnte!

Dann galt es, die Erde, die zunächst eben nur ein unerfreulicher Sandhügel war, zu beleben. Da wurden weiche Rasen gelegt, Blumen gepflanzt, da wurde Gras gesät; und nun grünt und blüht Alles ringsumher: inmitten des saftig grünen Grases der Löwenzahn und all die lieblichen bunten Blumen, die blauen und gelben, die sich in Freiheit und Unbändigkeit im Grün so wohl fühlen.

So liegt denn das Schloß im Thal versteckt auf einer sanften, dichtbewachsenen grünen Anhöhe, im Rücken gedeckt vom uralten Wald mit den gesundesten, kräftigsten

Bäumen, rings eingeschlossen von mächtigen Bergen, als deren stärkste steinerne Wacht jener schön zerklüftete Felsenkamm dasteht, der in dem trotzigen Caraiman endigt. So liegt das Schloß da, bespült vom Pelesch, dessen Fall stark genug ist, um einen hohen Springbrunnen vor dem Schlosse aufzujagen und die Maschinen zur elektrischen Beleuchtung zu treiben.

Das Schloß, im Stile der deutschen Burgen, wirkt in der frohen Willkür seiner Gliederung und Anordnung, mit den viereckigen und runden Thürmen, den Giebeln, Erkern und Galerien, ungemein malerisch. Aber von geradezu verblüffender Schönheit und Pracht ist die innere Einrichtung. Jede Einzelheit ist ein Meisterwerk in ihrer Art. Von vollendeter künstlerischer Meisterschaft sind vor Allem die Holzschnitzereien, die von einem vorzüglichen Künstler, M. Stöhr, herrühren, den der König eigens aus Deutschland berufen hat. Die Thüren und Fenster, die Glasmalereien, die Decken und Wände, die Möbel und all die tausend Ueberflüssigkeiten, die in geschmackvollster Anordnung zum Ausschmuck angebracht sind; dazu die herrlichen Kunstwerke, die meisterlichen Gemälde der Alten, die Geräthschaften, Gläser, Becher und Krüge, theils aus Edelmetall getrieben, theils in Elfenbein und Holz

geschnitzt, theils aus gebranntem Thon, Majolika und Terracotta geformt — alles das, all dieser seltsam schöne Wirrwarr von Wundern der Kunst ist geradezu berauschend in seiner Wirkung.

Einzelne Räume sind in dem einheitlichen Stile der Zeit oder des Landes, Anderes ist wieder ohne alle andere Rücksicht als auf die schöne Wirkung lustig aus alten und jungen Tagen und von nah und fern zusammengestellt, anscheinend rein zufällig hingeworfen. Aber ein wie feiner ästhetischer Sinn hat hier ordnend gewaltet!

Und dazu diese wahrhaft fürstliche Pracht! Es ist Alles aus dem Vollsten gegriffen und doch als oberstes Gebot die Behaglichkeit, die ruhige Vornehmheit, die Vermeidung alles Protzen- und Prunkhaften aufgestellt. Man fühlt sich in diesen Räumen wie gebannt. Und forscht man nach der Ursache dieser überwältigenden Wirkung, so ist es gerade das Wohnliche, das Gemüthliche, das Trauliche. Man sieht, Alles das ist herausgewachsen aus der innersten und wahrsten Freude am eigenen Heim. Es ist nicht da, um Anderen gezeigt es ist da, um be wohnt zu werden. Nicht ein Schaustück für Fremde, ein freudiges Eigenthum der Insassen. Es ist ganz individuell.

Das gilt sowohl von den Gemächern des Königs, die auch in diesem Buen retiro strenger im Charakter der Arbeit angelegt sind, als von den Zimmern der Königin, die hier ein wenig ungestörter als in der Residenz ihrer Lieblingsneigung, dem Schönen schöpferisch zu dienen, nachgehen darf. Sie hat sich hier ein wunderbares Dichterheim geschaffen, zugleich Musiksaal und Malerwerkstatt. Da stehen Instrumente aller Art: der Flügel, die Orgel, die Harfe, die Cither, die Mandoline und sonstige Saiteninstrumente. Da steht auch in gutem Lichte die Staffelei, daneben auf dem Tischchen der Malkasten; und in einer Nische der kleine anspruchslose Tisch mit Schreibzeug, an dem Carmen Sylva dichtet.

Alles, Alles ist gleichermaßen schön und erfreulich in Form und Farbe. Wohin das Auge blickt, überall streift es das Reizendste und Lieblichste, was Menschenhand schaffen kann. Und schweift der Blick durch das Fenster, durch diese mächtige Oeffnung, deren bunte Flügel weit offen stehen — und das ganze Fenster wirkt, als ob es geöffnet sei, denn die große Spiegelscheibe, die außer den bemalten Flügeln die Fensteröffnung schließt, ist völlig unerkenntlich; man bemerkt sie erst, wenn man den Versuch macht, den Kopf hinauszustecken, und dann plötzlich auf den durchsichtigen Widerstand stößt —, blickt man

hinüber in's Freie, dann sieht man noch Schöneres, als das gelungenste Menschenwerk; man sieht das Schönste, was die Natur schaffen kann: Wald und Berg, den blauen Himmel da oben und den lustig schäumenden Fluß im Thal.

Ich will hier nicht als Fremdenführer alle Gemächer durchwandern und auf dies und das aufmerksam machen. Ich mag mich nicht loslösen von dem Eindruck des Gesammten. Und wo war es am schönsten? Unten in den Prachträumen oder oben in den Gastzimmern oder auf der Galerie des Thurmes? Ich weiß es nicht. Aber ich hatte die Empfindung: hier läßt sich ruhen und träumen, hier läßt sich denken und planen, hier läßt sich schaffen und dichten.

XVI.

Curtea de Argesch.

Unsere Reisegesellschaft. — Der Weg nach Argesch. — Die Bischofskirche. — Der Stifter Woiwode Neagoe. — Das Baptisterion. — Das Aeußere der Kirche. — Die gewundenen Thürme. — Das Innere: Vorhalle, Mittelschiff, zweiter Haupttheil, Sanctuarium. — Die Bilder des Königs und der Königin. — Der Bischof Ghenadios. — Der bischöfliche Schatz. — Heimkehr. — Russische Propaganda. — Die Trachten der Bauern.

Mit nicht geringer Freude denke ich zurück an unsern Ausflug nach Curtea de Argesch.

Unsere kleine Gesellschaft bestand aus dem Cultusminister Maïoresco und dessen Damen, seiner Frau und Schwägerin, dem französischen Architekten Lecomte-du-Noüy, der die Bischofskirche von Argesch von Grund auf restaurirt hat, dem Abgeordneten Djuvara, einem jungen, sehr begabten und beredten Politiker, und mir.

Man braucht, um von Bukarest nach Curtea de Argesch zu kommen, gute acht Stunden: drei Stunden Bahn bis Pitesti, dort rastet man etwa anderthalb

Stunden und fährt dann vier Stunden im Wagen durch eine liebliche, wenn auch nicht gerade großartige Landschaft.

Es ist ein Vergnügen, in Rumänien zu fahren, ich muß es noch einmal sagen. Die vier Pferde, die vor unsern Wagen gespannt sind, laufen wie der Satan. Auf unserm Wege begegnen wir zahlreichen Bauern, die noch sammt und sonders die kokette, theatralisch kleidsam, Nationaltracht, gewöhnlich weißer Grundstoff mit schwarzene rothen und blauen Stickereien, tragen — fast durchweg ernste Männer mit sorgenvollen Augen. Alle zeigen eine gemessen ehrerbietige Haltung, alle sind höflich und grüßen. Auch Zigeunertrupps ziehen an uns vorüber. Das Wetter ist herrlich. Es staubt nur wenig. Von Zeit zu Zeit fällt ein bischen Regen herab, gerade genug, um das grüne Land aufzufrischen und den sandigen Weg zu besprengen. Im Hintergrunde zeigen sich die schönen Linien der Karpathen. Es geht bergauf. Die Pferde laufen im scharfen Galopp, angefeuert durch den Kutscher, der seine Peitsche von unendlicher Länge von Zeit zu Zeit aufhebt und etwa wie Theodor Wachtel als Postillon von Lonjumeau mit einer etwas affectirt graziösen Handbewegung schwingt, jedoch ohne zu knallen und ohne den Rücken der Pferde auch nur zu berühren.

Aber die Thiere haben offenbar Augen auf dem Rücken; deu sobald der Kutscher die Peitschenschnur in der Luft tanzen läßt, ziehen sie schärfer an.

Allmählich schließt sich um uns der Kreis der Berge. Wir sind in einem großen weiten Thale, das nun ringsum von Bergen in großer Peripherie umgrenzt ist. Die Chaussee ist auf der ganzen langen Strecke vorzüglich gehalten. Wir gelangen nun endlich an unser Ziel: das Landstädtchen Argesch, das mit seinen artigen Bewohnern, die allesammt respectvoll den Hut lüften, als wir vorüberfahren, einen recht freundlichen Eindruck macht. Wir fahren eine Strecke weiter, und da vor der Stadt liegt das Wunder vor uns . . .

Es wirkt gleich auf den ersten Blick entzückend. In dieser Weltabgeschiedenheit, in dieser freundlich stillen Natur, in dieser weiten grünen Ebene, ganz umrahmt von hohen Bergen, die in allen Farben schillern, liegt die Kirche da — ein wahres Juwel, nicht übertrieben groß, keineswegs gebieterisch und imposant, aber vielleicht das lieblichste Haus, das dem Dienste des Höchsten überhaupt in der Christenwelt errichtet ist. Es sieht aus wie die zarte Arbeit eines Goldschmieds. Es schillert in grüner und blauer Farbe und glitzert goldig. Der

Ausschmuck ist von großartigem Reichthum und dabei doch in der Wirkung von vornehmer Discretion.

Die mäßigen Verhältnisse des Baues sind erklärlich aus seiner ursprünglichen Bestimmung. Als Votivkirche war er angelegt und ausgeführt. Ein walachischer Fürst, der Woiwode Neagoe, wie er auf den Inschriften heißt, Nogoje, Nyagon oder Nyagor, wie er auch sonst genannt und geschrieben wird, der von 1511 bis 1520 regierte, ein gar gottesfürchtiger und frommer Herr — was allerdings nicht verhinderte, daß es unter seiner Herrschaft zu einigen gelinden Morden kam, an denen er selbst vielleicht nicht ganz unbetheiligt war —, fühlte ob seiner Verworfenheit Gewissensqualen und wollte sich mit seinem Gott abfinden. In der Erkenntniß seiner schweren Missethaten, die freilich weder seine Zeitgenossen noch seine Nachkommen davon abgehalten haben, den energischen Fürsten als den edelsten und gläubigsten christlichen Herrn zu preisen und ihm ob seiner Weisheit den Beinamen des walachischen Salomo beizulegen, klagte sich Neagoe an, daß er ein Sünder sei, wie es einen größeren in der Christenheit vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne nicht gebe, daß er gearbeitet habe, mit vieler Mühe und Schweiß und Hunger und Durst und Schmach und Schande und Scheltwort, daß

er ein verödeter Weinberg, ein unfruchtbarer Feigenbaum, ein in der Wüste umherirrendes Schaaf sei. Um nun die reinste Mutter Gottes zu versöhnen, errichtete er dies Bethaus und bat sie um gütige Fürsprache bei dem Sohn, auf das dieser am Tage des Gerichts ihm, dem verworfenen Sünder, ein milder Richter sei, und daß auch er, der sündige Knecht, der Woiwode Johann Neagoe, in Gnaden eingehe zur ewigen Seligkeit. Also nicht für eine große Gemeinde ist dies Haus gebaut, es sollte nur als Grabstätte dienen für den frommen, bußfertigen Woiwoden und dessen Gemahlin und ein Bethaus sein für den Fürsten und die dem Fürsten Nächststehenden. Zur Zeit der Regierung dieses Herrn kamen aus Konstantinopel geflüchtete Künstler durch das Land, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Neagoe einen oder mehrere dieser künstlerischen Flüchtlinge bei sich aufgenommen und diese mit dem Bau der Kirche beauftragt hat. Das Glück hat ihn unterstützt. Es sind große Meister gewesen, die diesen Bau aufgeführt haben.

Vor der Kirche und mit dieser jetzt durch eine einheitliche Einrahmung organisch zusammengefügt, wenige Schritte von der Treppe, die zum Hauptportal führt, steht, wie dies bei den byzantinischen Kirchenbauten sehr

häufig vorkommt, ein kleineres Kuppelgebäude, das den technischen Namen Kantharus, also etwa „Kanne" oder „Humpen", führt, das ich hier an Ort und Stelle aber „Baptisterion" habe nennen hören. Den Namen des Humpens oder eines Wasserbehälters hat es jedenfalls von seinem ursprünglichen Zweck; denn in diesen kleinen Gebäuden wurden die vor dem Betreten des Gotteshauses vorgeschriebenen Reinigungen und Waschungen vorgenommen: des Gesichts, der Hände und der Füße. In dem Kantharus unserer Kirche aber ist von derlei Vorrichtungen zur Waschung nichts wahrzunehmen.

Ludwig Reißenberger, der im „Jahrbuch der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Bauwerke" (Wien 1860) die bischöfliche Klosterkirche von Argesch vor ihrer Restauration zum Gegenstande eines sehr eingehenden Studiums gemacht hat (l. c. 4. Band, Seite 177 — 224), ist daher der Ansicht, daß das kleine Gebäude hier nur eine symbolische Bedeutung gehabt und den Zweck verfolgt haben mag, dem Gläubigen vor seinem Eintritt in die heilige Stätte zu einer geistigen Reinigung, zur Sammlung, zur Einkehr, zur Andacht zu dienen. Dieses kleine kioskartige Vorgebäude ist durchaus im Stile des Hauptgebäudes ausgeführt. Es enthält die Andeutungen jener Motive, die in dem

Hauptgebäude zu großartigerer Entfaltung gelangen sollen.

Von diesem Kantharus oder Baptisterion aus betrachten wir nun die unmittelbar vor uns liegende Kirche. Sie erhebt sich auf einem ziemlich hohen, festen Fundament, so daß zum Hauptportal eine Marmortreppe von zwölf Stufen hinaufführt.

Das Gebäude ist in einen obern und untern Bau gegliedert. Der Unterbau ist in viereckige Felder eingetheilt, die in den verschiedenartigsten und reichsten farbigen Ornamenten, namentlich in golddurchzogenem mattem Blau, die Lichtöffnungen, die man kaum Fenster nennen kann, enthalten. Es sind schmale, in die Mauer vertiefte Ritzen, die mit buntem Glas, das sich in der Farbe ganz der Ornamentik anschließt, bedeckt sind, so daß man von außen eigentlich nur die reiche bunte Verzierung, den architektonischen Ausschmuck, nicht aber die Lichtöffnung, das eigentliche Fenster sieht.

Ueber diesem Unterbau zieht sich, zugleich als Scheidung vom Oberbau, ein mächtiger Wulst in Form eines großartigen Schiffstaues um das ganze Gebäude herum, das aus vier Strähnen von verschiedener Ornamentik, bald mit Schuppen, bald mit Laubwerk, bald mit Einfurchungen, und ebenfalls in verschiedener Färbung,

hellblau, hellgrün und Gold, zusammengeflochten ist. Diese architektonische kunstvolle Umschnürung ist von herrlichster Wirkung.

Der Oberbau ist ringsum mit schildartigen Verzierungen in den mannigfaltigsten und herrlichsten Mustern, zum Theil in durchbrochener Arbeit, geschmückt. Von den vierzig dieser schildartigen Verzierungen gleicht auch nicht eine der andern in ihren geschmackvollen und herrlichen Verschlingungen. Abgeschlossen wird der Oberbau durch ein prachtvolles Kranzgesimse, das mit seinen Höhlungen und Anschwellungen, mit seinen geradlinigen und krummlinigen Ausschnitten die Bewunderung aller Fachmänner hervorruft.

Den tiefsten Eindruck dieses ungemein reichen, zierlichen und zugleich würdevollen und vornehmen Baues machen die vier Kuppelthürme. Rechts und links an der Vorderseite erheben sich zwei kleinere Thürme, die aus einem niedrigen quadratischen Unterbau aufwachsen. Diese beiden Thürme haben eine Eigenthümlichkeit, die ich nirgendwo gesehen habe. Die ganz schmalen, ritzenartigen Oeffnungen, die zum Eindringen des Lichts dienen, und die auch hier, wie im Unterbau des Gebäudes, durch die reiche buntfarbige und goldige Ornamentik, von außen betrachtet, fast unerkenntlich sind, stehen schräg, so daß

die Thürme mit dieser schrägen Ornamentirung also spiralförmig wirken, als ob sie gewunden oder gedreht wären. Es macht einen ganz seltsamen Eindruck! Und diese beiden kleineren Thürme geben dem ganzen Gebäude etwas durchaus Originelles.

Hinter diesen, in der Mitte des Gebäudes, steigt mächtiger und großartiger der mittlere Kuppelthurm auf, der, wie alle Einzelheiten dieses Baues, mit dem prächtigsten und zierlichsten Ausschmuck versehen ist. Und hinter diesem, den mittleren Kuppelthurm noch ein wenig überragend, erhebt sich über dem großen Querschiffe, ebenfalls auf viereckigem Unterbau und in derselben reichen und prachtvollen architektonischen Decoration, der Hauptkuppelthurm.

Die ganze Kirche hat also vier Kuppelthürme: rechts und links am Eingange die beiden gewundenen, dann einen größeren und mächtigeren über der mittleren Kuppel und, diesen noch überbietend, über dem Schiff den kuppelförmigen Hauptthurm.

Und alle Theile dieses Gebäudes, die viereckigen Felder des Unterbaues, die Schilder des Oberbaues, die Thürme, die Zwischenglieder: jener schiffstauartige Wulst zwischen Ober- und Unterbau und das Kranzgewinde, das die Scheidung des Gebäudes vom Dache bildet —

Alles das ist mit der sinnreichsten, geschmackvollsten und zierlichsten Ornamentik des Orients, in saubersten Ausführung — wahrer Filigranarbeit in Stein —, in entzückender Färbung, in zartem Grün, in mattem Blau mit Gold durchwirkt, und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Motive geschmückt. Es ist von einer Sauberkeit, von einer Anmuth und Pracht und zugleich von einer Feierlichkeit und Schönheit sondergleichen; und jetzt, in seiner wunderbaren Wiederherstellung durch den geistvollen und bedeutenden Architekten Lecomte du=Noüy, einen der hervorragendsten Kenner der byzantinischen Baukunst, der ein Jahrzehnt eifrigsten und unablässigsten Studiums und kunstfreudigster Arbeit auf die Wiedererstehung dieses herrlichen Baues verwandt hat, vielleicht das einzige Monument, das uns die ganze Eigenart und Herrlichkeit des byzantinischen Baustils in einem seiner reizvollsten Werke in unversehrter Pracht vor die Augen zaubert.

Wir treten ein, und ein frommer Schauer überrieselt uns. Das Innere macht einen überwältigenden Eindruck, vor Allem durch die Beleuchtung.

Aus den schmalen Lichtöffnungen des Unterbaues, den durchbrochenen Arbeiten der Schilder des Oberbaues und von den Kuppeln herab fluthen durch die bunten

Scheiben die farbigen Lichtwellen zu einer wundersamen geheimnißvollen Harmonie zusammen. Es ist eine unbeschreibliche Dämmerung, ein seltsam farbiges Halbdunkel in sanften Tönen, das ganz mächtig ergreift. Unwillkürlich ruft man mit Faust aus: „Willkommen süßer Dämmerschein, der du dies Heiligthum durchwebst!"

Das Gebäude ist im Innern in drei Theile geordnet. Der erste quadratische Theil ist wiederum in verschiedene Abtheilungen gegliedert. Es ist zunächst Raum für eine Art Vorhalle gelassen. Hier ruht der Begründer der Kirche, der Woiwode Neagoe und seine fromme Gemahlin Despina, die in einem kindlichen Wandgemälde mit ihren sechs Kindern dargestellt sind, die Kirche der Mutter Gottes darbringend.

Der Mittelraum dieses ersten Theils, der durch die zwölf Säulen eingefaßt wird und gewissermaßen das Mittelschiff bildet, über dem sich der erste große Kuppelthurm wölbt, hat rechts und links zwei kleine Seitenschiffe.

An diesen Haupttheil schließt sich ein zweiter an, über dem sich der Hauptkuppelthurm erhebt. Der Architekt Reißenberger hat nicht Unrecht, wenn er sagt, daß diese Zweitheilung ein wenig verwirrend wirkt und daß ein gemeinsamer Mittelpunkt für alle Bautheile dadurch verloren geht.

An diesen zweiten Touptheil schließt sich das Sanctuarium, das durch einen prachtvollen Schmuckbau von den übrigen Räumen getrennt ist. Drei Thüren in wunderbarer vergoldeter Arbeit führen in diesen Bau. Ueber der mittleren, der größten Thür, ist der Kopf Jesu Christi dargestellt, und an dem reichen, herrlichen Gesims, das über dieser Thür quadratisch aufsteigt, Christus am Kreuze. Auch über den anderen Thüren sind Heiligenbilder in Medaillonform, und rechts und links von der Hauptthür in der Mitte sind wiederum Christus und die heilige Mutter Gottes mit dem Christkind dargestellt. Dieser malerische Wandschmuck ist theils in Frescofarben, theils auch in Mosaikarbeit ausgeführt und natürlich fast immer auf Goldgrund, das Ganze in frischer Farbenpracht; die Metallthüren sind in Feuer vergoldet, schöne getriebene Arbeiten mit Email und bunten Steinen besät. Durch diese Thüren blickt man also in das Sanctuarium, in dem der herrliche Altar steht mit seinen großartigen, nach den schönsten Mustern geformten Heiligengeräthen.

In dem dem Sanctuarium nächstliegenden Raume stehen die Thronsessel für den König und die Königin und der Thronsessel für den Bischof, ebenfalls Werke der modernen Kunst, aber nach den vorzüglichsten Mustern

streng im Stile der Zeit und des Landes, entweder vorliegenden Urkunden nachgebildet oder doch durch die Kunstwerke der Zeit angeregt.

Auch im Innern zeigt sich dieselbe erstaunliche Kraft in der Erfindung der decorativen Motive, die wir schon bei der Betrachtung des Aeußern angestaunt haben. Die Kapitäle der zwölf Säulen, die das Schiff einfassen, sind ganz wundervoll. In einigen der Säulen kehrt in den Schäften die schräge Ausschmückung wieder, die diese spiralförmig erscheinen läßt, und die wir in so eigenartiger Durchbildung an den beiden kleinen Kuppelthürmen zur Rechten und zur Linken des Eingangs schon draußen bewundert haben. Hier im Innern wirkt diese scheinbare Windung der Säulen im Anschluß an die gewöhnlichen womöglich noch stärker. Es kommt gewissermaßen in die steinerne Starrheit Bewegung hinein. Es wirkt wie ein Faltenwurf in einer Gewandung aus unbeweglichem Stoff. Die ganze innere Einrichtung ist ohne irgendwelche übel angebrachte Sparsamkeit aus edelstem Material mit gewissenhaftester Sorgfalt und mit großartigem Gelingen durchgeführt. Vom Mosaik des Fußbodens bis zu den Kapitälen, die die herrlichen Decken tragen, bis hinauf zu den Kuppeln, die sich da oben wölben, erstrahlt Alles in Farbenpracht und Goldesglanz.

Daß das hochherzige Fürstenpaar, das dieses Wunder vor der Mitwelt und für künftige Geschlechter auf Jahrhunderte hinaus zu andächtiger Bewunderung neu hat erstehen lassen, in dieser herrlichen Kirche verewigt werden muß, daß hier den alten Darstellungen von Neagoe und Despina sich die Bilder von König Karl und Königin Elisabeth anzureihen haben, bedarf keiner Begründung. Es gebietet sich von selbst. Aber die Gemälde des Königspaares, die jetzt in der bischöflichen Klosterkirche zu Argesch angebracht sind, wollen mir gar nicht behagen. Namentlich das Bild der Königin wirkt sentimental anspruchsvoll. Diese durch und durch modernen und nicht einmal gelungenen Malereien sind durch die Zeitwidrigkeit ihres Charakters störend; und es ist zu hoffen, daß ein geschmackvoller Künstler sich finden wird, der der Aufgabe, das fürstliche Paar, das Curtea de Argesch wieder hergestellt hat, hier an Ort und Stelle bildlich darzustellen, in einer Weise sich gewachsen zeigt, die die schroffen Gegensätze zwischen der alten und neuen Zeit künstlerisch vermittelt und diesen Schmuck einheitlich in den Stil des Ganzen einfügt.

In der anregenden Gesellschaft des klugen, hochgebildeten und bestrickend liebenswürdigen Ministers Maïoresco, des ausgezeichneten Künstlers Lecomte-du-

Noüy, der diese Wiederherstellung, ein Meisterwerk des Kunstverständnisses und Geschmacks, geschaffen, des lebhaften jungen Politikers und der anmuthigen jungen Damen verbrachte ich in dem stillen Städtchen, in dem jetzt auch wegen der zahlreichen Fremden, die diese einzige Kirche heranlockt, ein recht gutes Gasthaus entstanden ist, sehr heitere und genußreiche Stunden.

Der Bischof Ghenadios, ein schöner Mann und ein heiterer Cumpan, der, wie ich höre, nebenbei auch die Interessen seines Klosters, seiner wundervollen Kirche und seiner eigenen Person mit großer Umsicht und weltlicher Klugheit wahren soll, war ungemein liebenswürdig. Da meine Reisegefährten die Rechte des hochwürdigen Herrn, an deren Zeigefinger ein mächtiger Fischerring funkelte, ehrerbietig küßten, worauf der Bischof jedem Einzelnen die beiden Wangen küßte, so machte ich es geradeso. Der Bischof in seinem langen kaftanartigen Gewande mit weiten Aermeln, auf dem von einem braunen Vollbart umrahmten Kopfe die hohe barettförmige Bekleidung, von der ein langer Tuchschleier über die Schultern den Rücken herabfällt, in der Hand einen sehr großen Stab mit kunstvoll ciselirtem goldenem Griff, immer gefolgt von einem Dutzend schwarzgekleideter Mönche, machte einen sehr feierlichen und stattlichen Eindruck. Er selbst

führte uns durch seine Kirche und hatte die größte Freude daran, uns alle Herrlichkeiten im Einzelnen bewundern zu lassen. Er bedauerte nur, daß wir unsere Ankunft nicht vorher angekündigt hatten. Es war ihm daran gelegen, uns den ganzen bischöflichen Schatz zu zeigen. Diese Ausstellung ordnete er für den nächsten Morgen an. Meine Begleiter kannten die Sachen bereits.

Der Bischof holte mich also allein ab und empfand einen rührenden Stolz über all die Herrlichkeiten, die er in der Kirche selbst ausgebreitet hatte, über die prachtvollen Geräthe, Weihbecken, Taufschaalen, Kelche, Bischofsstäbe, Bischofskronen und ganz besonders über die wirklich unvergleichlich herrlichen Gewänder. Er hatte deren wohl ein paar Dutzend, das eine immer kostbarer als das andere, zum Theil alte Stickereien aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, zum Theil auch moderne Arbeit, alle aus Gold- und Silberbrokatstoff, aus schwerstem Seidenzeuge in farbigen Mustern gefertigt. Von besonderer Schönheit waren einige Reliefstickereien, die die heilige Jungfrau mit dem Kinde oder Heilige darstellten. Die Gewänder waren in allen Farben. Vorwiegend waren die Stoffe auf Goldgrund mit Scharlachroth, Tiefblau, Smaragdgrün bestickt und

durchwirkt, mit funkelnden Steinen und Perlen besetzt und mit lustig klappernden Schellen an den Säumen der Stola. Besondere Freude machte dem Bischof ein großer Stab aus Elfenbein, mit in Gold und Silber getriebenen Arbeiten, und die goldene Krone mit echten Edelsteinen, gekrönt von dem Kreuz in großen Brillanten. Von auserlesener Schönheit waren die zahlreichen Crucifixe. Auch die prachtvollen Einbände der heiligen Schriften und der Meßbücher hatten bedeutenden künstlerischen Werth.

Schmunzelnd hob der Bischof ein prachtvolles Gewand nach dem andern auf und zeigte es mir. Er murmelte dabei mir unverständliche Laute; aber ich hörte dem Tonfalle die behäbige Freude und den kindlichen Stolz an. Denn unser Gespräch war naturgemäß nicht sehr geistreich. Der Bischof sprach nur rumänisch, die anderen Culturſprachen waren ihm nur dem Namen nach bekannt. Wir unterhielten uns trotzdem ganz gut. Ich verabschiedete mich von dem freundlichen Herrn mit lebhaftem Dank. Er reichte mir wieder die Hand zum Kusse dar und drückte mich dann mit zärtlichen Küssen an seine Brust.

In bester Laune traten wir den Rückweg an. Als wir in einem Dorfe zwischen Curtea de Argesch und Pitesti, um unseren Pferden Zeit zu lassen, sich ein

wenig zu verschnaufen, kurze Rast machten, fiel mir in dem kleinen Gasthofe der sonderbare Zimmerschmuck auf: Bildnisse des Zaren und seiner Gemahlin und noch andere Bilder, welche den Zaren an der Spitze russischer Truppen darstellen. Es waren elende Farbendrucke in billigen Rahmen. Ich wunderte mich einigermaßen darüber, daß man hier in Rumänien bei den Bauern die Bilder des russischen Kaisers sähe, während die des rumänischen Königspaares durch ihre Abwesenheit glänzten. Man erzählte mir nun, daß die Agenten der panslawistischen Propaganda beständig das Land durchziehen und mit allen Mitteln die Bauern bearbeiten, um Stimmung für das große Zarenreich zu machen, besonders durch Vertheilung von russenfreundlichen Schriften, von russischen Heiligen- und Fürstenbildern.

Hier auf dem Lande ist die nationale Tracht noch vorherrschend. Sie ist ungemein kleidsam, aber, wie ich schon sagte, für eine Volkstracht vielleicht ein bischen zu kokett. Die Männer tragen meist Stiefel mit hohen Schäften, in die die weißen Beinkleider gesteckt sind. Die Grundfarbe der ganzen Kleidung ist fast ausnahmslos weiß. Am Beinkleide, aber noch mehr an den kurzen Jacken, sind zahlreiche Stickereien in sehr schönen

Mustern, entweder schwarz oder blau oder roth, angebracht. Einige tragen auch das gestickte Hemd über den Beinkleidern, über das bisweilen noch eine kurze ärmellose Jacke gezogen wird, so daß das Hemd schurzartig herabfällt.

Noch viel reicher ist die Tracht der Weiber. Der faltenlose, aber immer reichgestickte Rock schließt sich eng an den Körper an und fällt bis zum Knie herab. Ein breiter, ebenfalls üppiggeschmückter Gurt ist um die Hüfte gewunden. Die Jacke mit ihren sehr weiten Aermeln, die bisweilen frei herabfallen und den nackten Arm sehen lassen, bisweilen auch am Handgelenk zusammengerafft getragen werden, zeigt denselben verschwenderischen Schmuck an bunten Stickereien. Um den Kopf ist ein durchsichtiger, oft stark gemusterter Schleier geschlungen, der gewöhnlich über der Brust zusammengefügt wird, so daß er das Gesicht einrahmt und über den Rücken lang herabfällt. Die ganze Tracht ist in Form und Schnitt außerordentlich malerisch, aber etwas theatralisch.

Zu vorgerückter Abendstunde, nach sechsunddreißigstündiger Abwesenheit, fuhren wir in den Bahnhof von Bukarest ein. Ich drückte meinen Reisebegleitern, vor Allem meinem liebenswürdigen Wirthe Maïoresco, mit wahrer Dankbarkeit für die herrlichen unvergeßlichen Stunden, die ich ihm verdankte, die Hand.

XVII.

Ein Kinderfest im Parke Cotroceni.

Die „kermesse d'enfants". — Der Park von Cotroceni. — Die Gesellschaft. — Die Costüme der Kinder. — Der Aufzug. — Der Wagen der Königin. — Der Markt. — Allerlei Belustigungen. — Der Eremit. — Abseits vom Feste. — Das Grab der kleinen Prinzessin Maria. — Abschiedswort.

Das Wenige, das ich von Rumänien hatte sehen wollen, hatte ich nun ungefähr gesehen, und ich wäre wohl am andern Morgen davongedampft, wenn mir nicht die Königin die Ehre erwiesen hätte, mich zu einem großen Kinderfeste, das die hohe Frau im Parke ihres Sommerschlosses Cotroceni veranstaltet hatte, einzuladen.

Zu diesem Kinder-Costümfest, das die Königin selbst geplant und in allen Einzelheiten durchgeführt hatte, waren seit langen Wochen Vorbereitungen getroffen. Alle Mitglieder der ersten Gesellschaft von Bukarest waren mit ihren Kindern zu diesem ländlichen Feste geladen. Die allgemeine Vorschrift lautete: Für die Kinder die Tracht des vorigen Jahrhunderts. Auch die Einladung

war nach dem Muster des königlichen Versailles im Französisch des vorigen Jahrhunderts abgefaßt.

Seit Wochen bildete dieses Fest die Qual der Eltern, das Entzücken und frohe Erwarten der Kinder und den Gegenstand der steten Beunruhigung bei der hohen Veranstalterin. Alles war auf Lustbarkeiten im Freien angelegt, und der Himmel, der während der letzten Tage recht unzuverlässig gewesen war, machte allen Betheiligten bange Sorge. Auch am Festtage selbst sah es Vormittags noch recht bedrohlich aus. Je näher aber die Festesstunde rückte, desto freundlicher wurde das Wetter. Und dieser Hauptmitarbeiter an dem Feste that schließlich seine Schuldigkeit in vollstem Maße. Es war ein warmer und sonniger Tag, von kühlen Winden aufgefrischt, ein Sommertag, wie er schöner gar nicht zu denken war.

Die Gesellschaft, die sich von halb drei Uhr Nachmittags an in dem herrlichen Parke mit seinen schattigen Laubgängen und freundlichen Wiesen, die durch Gartenanlagen und Beete hier und da anmuthig unterbrochen werden, versammelte, bot ein ganz einziges Bild dar. Alles, was in Bukarest Rang, Stellung und Namen hat, war hier in farbenlustigem Gemisch vereinigt: die höchsten Würdenträger des Staats, die Ge-

sandten der fremden Mächte, unter diesen auch unser Gesandter, Herr Bernhard von Bülow, einer unserer tüchtigsten und zukunftsreichsten jungen Diplomaten, mit seiner entzückenden, geistvollen und kunstsinnigen Frau, geborenen Prinzessin Camporeale, der Stieftochter des italienischen Staatsmannes Minghetti, alle hohen Beamten des Civils und der Militärbehörden, die Träger der edelsten Namen des Landes, die Fürsten von Geburt, die Barone der Finanz — die Königin rief, und Alle, Alle kamen!

Von den Damen hatten allerdings sehr viele und von den Herren nahezu alle von dem Rechte der Nichtcostümirung Gebrauch gemacht. Aber die reizenden geschmackvollen Sommertoiletten der schönen, dunkeläugigen Frauen ließen diesen Mangel kaum erkennen. Die Damen aber, die freundlich genug gewesen waren, mit den Kindern zugleich die Tracht des achtzehnten Jahrhunderts anzulegen, sahen mit ihren weißgepuderten Haaren oder auch mit den weißen Perrücken in den extravagantesten Formen, mit den koketten Schönheitspflästerchen, und zeitgemäß noch ein bischen mehr als gewöhnlich geschminkt, ganz entzückend aus. Die Paniers und Cotillons und auch die Schleppkleider waren ganz richtig, zumeist aus geblümten Stoffen, in den duftigen

Farben des zarten Blau und Rosa gefertigt. Darunter mischten sich aber auch Trachten in kräftigeren Farben: tiefrothe mit großen Blumen, saffrangelbe. Kurz und gut, es war ein höchst erfreuliches, buntes Bild. Zu den lieblichsten Erscheinungen gehörten die Ehrendamen der Königin: die eine mit den strengen edlen Zügen und den gedankenvollen Augen, die andere mit ihrem entzückenden feinen, lebensvollen Gesichte, „wie gemalt von Meister Greuze."

Diesmal aber hatten die Erwachsenen bescheiden in den Hintergrund zu treten, denn es war eine „kermesse d'enfants". Man kann sich nichts Herzigeres denken, als diese kleine Bande, vom zartesten Alter an bis zur Grenze des Backfischthums, Kinder von drei bis vier Jahren bis zu jener Altersgrenze, wo das Mädel beinahe schon zum Fräulein herangereift ist, und der halbwachsene Junge die ungelenken Arme und Beine für die entbehrlichsten und lästigsten Dinge der Schöpfung hält. An Geschmack und Reichthum der Costüme hatten sich die Mütter überboten. Einzelne der kleinen Puppen waren von unwillkürlich reizender Komik, und ein niedliches Kind stellte das andere immer in den Schatten. Sie waren zum Theil zum Todtlachen in ihrem feierlichen Ernste, diese jungen Marquis von sechs Jahren, mit den rothen Hacken, mit

Dreimaster und Haarbeutel, den Galanteriedegen an der Seite, der unbeholfen zwischen ihren Beinchen schlotterte; diese kleinen Miniatur-Abbés-galants mit dem ganz schwarzen Mäntelchen aus starrer Seide; diese jungen Doctores mit dem hohen Hut und der großen Perrücke — Alles das in einem Duft und Hauch von Blau und Rosa.

Aber das achtzehnte Jahrhundert — die vorgeschriebene Zeit — ist lang, und wenn auch die Gepuderten und Bezopften die Mehrheit bilden, so sind doch auch aus dem Anfange des Jahrhunderts kindliche Träger der strengeren Costüme zur Stelle: mit Schnürröcken, den „Burgraves", den breiten Pluderhosen, den Hautes-chausses und Schnallenschuhen, die auf diesen Knirpsen reizend lächerlich wirken; und aus dem Ende des Jahrhunderts die Trachten des Convents: schon der hohe Hut mit extravaganter Krämpe, die lächerlichen Fräcke und hohen Hemdkragen, und die die Antike parodirenden Weibertrachten, — die Incroyables und Merveilleuses. Das Modeland Frankreich dominirt natürlich, indessen sind auch andere Länder vertreten. Da sehen wir einen florentinischen Sänger mit der Mandoline, so entzückend albern und lieb zugleich — ein Kind zum Anbeißen. Auch exotische Erscheinungen sind da, aus dem heißen Morgen-

lande und aus den kalten Zonen, aus Nord und Süd, Edelleute und Bauern.

Um vier Uhr kommt in die bunt bewegte Menge eine sonderbare Bewegung. Das Orchester stimmt einen Marsch an. Der König erscheint auf der Wiese, und der Zug ordnet sich nun. Auf Wagen und Karren, auf bepackten Eseln, die programmwidrig schreien, werden die Waaren, die von Kindern an Kinder verkauft werden sollen — Alles, was so ein Kinderherz sich nur ersehnen kann: Küchen und Burgen, Möbel und Instrumente —, zu Markte gebracht. Auch für das nöthige Geld ist gesorgt. Jedes Kind bekommt ein Beutelchen mit zwei blanken Goldstücken, die eigens für das Fest geprägt sind. Es sind freilich nur Centimes, aber sie funkeln wie eitel Gold.

Während sich so der Markt bildet, darf natürlich auch der Charlatan nicht fehlen, der auf seinem Wagen Wundertränke aller Art für Erwachsene feilhält. Seine Geheimmittel heilen die bedenklichsten Schwächen: Eitelkeit und Faulheit, Verlogenheit und Neugier.

Ganz am Schlusse des Zuges kommt der prächtig ausgeschlagene Wagen, von vier isabellenfarbenen Ponnys gezogen, auf dem die Königin des Festes, die nebenbei auch die Königin des Landes ist, thront. Die edlen

und reizenden Thiere, ein Geschenk des Königs von Schweden, sind mit Rosenketten geschmückt, und die Stallknechte, die auf ihrem Rücken sitzen, tragen ebenfalls die lichtfarbene Tracht des koketten Rococo. Die Königin ist unzweifelhaft in ihrer imposanten Erscheinung die großartigste Schönheit des Festes. Sie trägt ein herrliches, stilgerechtes Pompadourkleid aus goldigem Stoff, allerdings ohne die bauschigen Uebertreibungen, die unser dem Extravaganten entwöhntes Auge nicht mehr vertragen würde. Die thurmhohe Perrücke ist mit Bändern umschlungen.

Währenddem haben nun die Verkäufer ihre Stände aufgeschlagen. Die schönsten Sachen liegen zum Verkaufe da. Aber die dummen kleinen Käufer stehen schüchtern davor und glauben nicht recht, daß sie all die dargebotenen Herrlichkeiten erschwingen können. Die Königin redet den Kleinen freundlich zu. Es dauert jedoch eine ganze Weile, ehe der Markt in rechten Schwung kommt. Schließlich hilft Zureden. Allmählich legt sich die Schüchternheit, ein Jedes greift zu, und alsbald hört man die schrecklichen Laute aller möglichen Kinderinstrumente. Und sobald der Lärm da ist, ist auch die Stimmung da.

Nun entwickelt sich ein äußerst liebliches Schau-

spiel von Kinderlust und Kinderübermuth. Es dauert gar nicht lange, und alle Vorräthe, die zunächst unerschöpflich schienen, sind wie weggefegt. Es ist ausverkauft. Wenn sich nur nicht die Aengstlichkeit der auf die Schönheit ihrer Kinder allzu stolzen Eltern als temperirendes Element hineinmischte! Wir würden bald das ausgelassenste Treiben und die kindlichste Unbändigkeit sehen. Aber die Eltern passen auf, und die hier vereinigten Kinder haben nur einen Fehler: sie sind zu artig. Der Anblick ist darum nicht minder entzückend. Man kann sich nichts Hübscheres denken, als dieses Gewirr und Getreibe von mehreren hundert in höchster Eleganz kokett costümirten Kindern, mit den thöricht lieben Gesichtern, die so ernst dreinschauen und dabei so lustig sind. Immer bilden sich neue Gruppen, die der Zufall in Farben und Typen köstlicher componirt, als es der größte Meister vermöchte. Das Auge schweift von einer Gruppe auf die andere. Man weiß nicht, welche die reizendste ist. Dazu ein schöner leichtbewölkter Sommerhimmel mit dem tiefsten Blau, in wechselnden Sonnenblinken, die beständig neue Farbeneffecte hervorzaubern.

Auf dem Jahrmarkte giebt's natürlich allerhand Belustigungen. Da ist ein Kasperle-Theater; da werden Bauerntänze in nationalen Costümen aufgeführt; da

marschiren die Turner auf; da sieht man scherzhafte Lichtbilder. Und auch für die Großen ist gesorgt, obwohl es eigentlich gar nicht nöthig wäre, denn diese haben mit der Bewunderung des Schauspiels, das die Kleinen ihnen bieten, vollauf zu thun. Ich muß aber doch wohl annehmen, daß der weise Eremit eigentlich nur für die recht Erwachsenen da ist. Denn die Rathschläge, die dieser fromme Mann seinen Besuchern ertheilt, sind von ausgewachsenster Bosheit. Es sind die Lebensregeln des gründlichsten Pessimismus. Und die Verfasserin dieser guten Rathschläge ist wiederum Carmen Sylva. Es sind Sprüche voll Geist und Schlagfertigkeit, aber von einer recht trüben Auffassung der Menschen und Dinge.

Indessen der gute Eremit, der schrecklich umstürmt wird, ist mit seinem Latein in allzu schneller Zeit zu Ende. Er hat wohl die Empfindung, daß es ihm nicht ganz leicht werden wird, jetzt, da ihm der Souffleur fehlt, in demselben Stile seine scharfsinnigen Audienzen fortzusetzen. Er macht es sich bequem und erklärt, daß er nichts mehr weiß. Den Rathbedürftigen giebt er nun anstatt der bösen Lehren lieber ein kleines Couvert mit den wohlgetroffenen Miniaturbildnissen des Königspaares — eine liebe Erinnerung an das herrliche Fest.

Während die Kleinen sich tummeln und die Großen

über die Lehren des Eremiten nachdenken, die Kapellen ihre Weisen aus dem vorigen Jahrhundert aufspielen und dazwischen die walachischen Zigeuner, die Lautari, in der alten echten Tracht, mit kaftanartigem Gewande, mit bunten Röcken darüber und sonderbarer Kopfbekleidung, einem riesigen krämpelosen Hut, der sich ungeheuerlich nach oben erweitert, auf der alten Flöte pfeifen, auf der Fiedel kratzen, die Guitarre knipsen und das Hackbrett schlagen, entfernen wir uns durch einen der schattigen Gänge ein wenig vom Schauplatz des harmlos ausgelassenen Treibens, der kindlich frohen Lust.

Es wird stiller und stiller. Von der Ferne dringt kaum noch ein dumpfer Laut des festlichen Jubels bis zu uns. Nun wird es ganz friedlich und still. Wir hören nur das sehnsüchtige Flöten der Nachtigall.

Hier ist es frischer und schöner. Es weht hier eine weihevolle Stimmung.

Da erhebt sich ein kleines Gebäude mit Kuppel und Kreuz, und rings eingeschlossen von Bäumen sehen wir einen mit Rosen bepflanzten Hügel. Da ruht das Kind, das an der Lustbarkeit des heutigen Festes nicht theilnehmen kann. Auf einem Marmorkreuz steht der einfache Name „Maria“ und „Christus ist auferstanden“. Am Fuße liegt ein Marmorblatt, der Brief des Königs,

der dem Staatsministerium Kunde giebt von dem tief-schmerzlichsten Ereignisse seines Lebens, vom Dahinscheiden seines einzigen Kindes. Auf dem Zipfel der Schleife, welche um das Blatt geschwungen ist, stehen die Tage der Geburt und des Todes: „27. August 1870. 28. März 1874.“

Neben diesem Hügel ist ein Mausoleum errichtet. Durch die gelben Scheiben fällt ein goldiger Schimmer auf das marmorne Lager, auf dem ein himmlisch schönes Kind im Ausdrucke des friedlichen Schlafes, in ungezwungener Haltung in seinem Hemdchen daliegt, das eine Bein halb erhoben, in der Hand eine Blume, mit der es vor dem Einschlafen gespielt zu haben scheint. Blumen sind auf das Lager gestreut. Und seltsam! gerade auf der Blume, die das Kind in der Hand festhält, ist ein wirklicher Schmetterling, der sich dahin verirrt hat und da gestorben ist; mit ausgebreiteten Flügeln, unversehrt, wie lebend sitzt er auf der Blume.

Diese Nachbarschaft des Todes mit dem Leben ergreift uns tief. Und ist denn das arme Kind todt? Die Eltern mögen es nicht glauben. Sie trösten sich mit dem Worte des Evangelisten aus der rührenden Geschichte von des Jairi einzigem Töchterlein, das hier verzeichnet steht:

„Vater und Mutter weineten und klagten. Christus aber sprach: ‚Weinet nicht. Sie ist nicht gestorben, sondern sie lebt.‘“

Wir wenden uns ab, und bald umrauscht uns wieder der Jubel des kindlichen Festes. Inzwischen sinkt die Sonne, das goldige Licht erstirbt. Die Mütter mummeln ihre Kleinen ein, die gewiß gern noch viel länger blieben, und das Fest ist aus.

Die Eindrücke, die ich von diesem freundlichen Tage empfing, waren die letzten, die ich von meiner Reise im Orient mit heimbrachte. Es war ein lohnender Ausflug. Ich habe während meiner Fahrt viel Wunderherrliches und Schönes gesehen, freilich nur im Fluge. Ich habe die schönen Bilder eben nur an mir vorüberziehen lassen. Und Aller derer, mit denen ich zusammengetroffen bin, der Landsleute in der Fremde und der Einheimischen, die mich so gütig und herzlich aufgenommen haben, habe ich mit inniger Dankbarkeit zu gedenken.

Ende.





